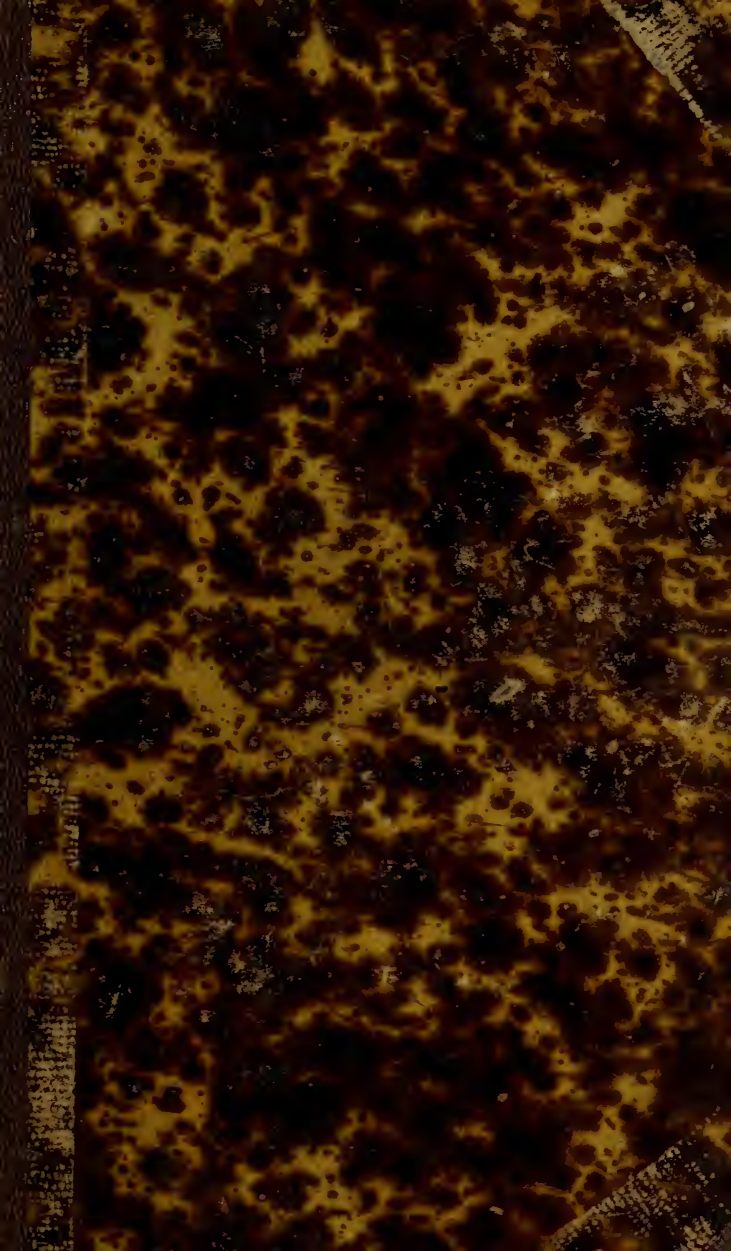

222

Die

beiden Warrick.

Novelle

aus dem amerikaniſchen Leben.

Von

Robert Spring.

Zweiter Band.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1847.

H. G. Voigt's Buchdruckerei.

RBR
Jantz
F398

Erstes Kapitel.

Der Fluß Missouri, einer der größten und reißendsten Ströme der Welt, ist auf ungerechte Weise eines großen Theils seines Ruhmes beraubt worden. Achtzehn Meilen oberhalb der Stadt St. Louis vereinigt er sich mit dem weit kleineren Mississippi, aber der launenhafte Zufall hat den vereinigten Wassern den Namen des kleineren anstatt den des größeren Stromes beigelegt. Mit gleichem Unrechte führt der westliche Continent den Namen America anstatt des Namens Columbia, den er zu Ehren seines großen Entdeckers tragen sollte. Die Welt gesteht in beiden Fällen ihr Unrecht in demselben Athemzug ein, mit dem sie versichert, daß es jetzt zu spät ist, dasselbe gut zu machen.

Auf dem Puncte, wo die beiden großen Flüsse des Westens zusammenfließen, wird der Beschauer der merkwürdigen Vereinigung sich unwillkürlich veranlaßt finden, seine Parteilichkeit für den kleineren Fluß an den Tag zu legen. Die helle, klare Farbe des Mississippi bildet einen vortheilhaften Gegensatz zu den gelblich-schmutzigen Wogen des Missouri. Aber auch hier bewährt sich das alte Sprichwort, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt. Das schmutzfarbene Wasser ist edlerer Art, als das helle. Es ist trinkbar, während das Letztere nicht eher ohne Schaden genossen werden kann, bis es durch eine gründliche Vermischung mit den Wassern des Missouri eine radicale Aenderung in seinen Bestandtheilen erlitten hat.

Noch manche Meile unterhalb der Vereinigung der beiden Ströme fließen sie gesondert von einander. Das eine Ufer wird von gelben Fluthen bespült, während an dem gegenüberliegenden hellgrünliche Wellen ihr Spiel treiben. Die Ehe der beiden Flüsse ist aus Nothwendigkeit, nicht aus Neigung hervorgegangen. Aber gezwungenes Zusammenleben, vertraute Bekanntschaft hat schon manchen tiefbegründeten Widerwillen überwunden. Einige Meilen unterhalb St. Louis verschwinden die letzten Spuren, welche verkündet hatten, daß

ein Theil des Flusses den fernen Westen, der andere den eisigen Norden als sein Vaterhaus verehrte. Der Mississippi opfert der Vereinigung seine Identität, der Missouri seinen Namen auf. Der mächtige Strom, welcher zwischen St. Louis und dem Weltmeere das reichste und größte Thal der Welt bespült, nimmt alle die Eigenschaften an, welche den Missouri charakterisiren und behielt vom Mississippi Nichts als die Benennung.

So weit als der Ruhm betroffen ist, ist der Name wichtiger, als die Sache. Der Mississippi ist ein berühmterer Fluß als der Missouri. Dennoch bleibt der Letztere, selbst innerhalb der Grenzen, in welchen er seinen rechtmäßigen Namen führt, einer der merkwürdigsten Flüsse der Erde. Er hat seine Jugend unter den Einflüssen eines launenhaften Klima zugebracht. Er kennt die südlichen Winde, welche die tropische Sonnenhitze mit sich führen, er ist in den Banden gefesselt gewesen, in welchen der nordische Eiskönig selbst die reißendsten Ströme zu fesseln vermag. Unter den Einflüssen der beiden Extreme von Hitze und Kälte sind seine Wasser gesunken, bis sie nicht die Höhe eines erwachsenen Mannes erreicht hatten. Aber wenn die mäßige Wärme des Frühlings Land und Wasser von Eis und Schnee befreit, wenn die kühleren

Lüfte des Octobermonats die Sommerhitze bewältigt haben, dann wird der Fluß frei und gleich einem mächtigen Despoten achtet er Nichts, als seinen eigenen Willen. Er sammelt die Wasser seiner hundert Nebenströme und stürzt sich rauschend, schäumend, tobend gen Osten hinab. Er richtet sich hoch auf aus seinem niedern Bette nnd der Farmer, welcher ihn am Abend leise zwischen Sand und Land hat murmeln hören, wird am Morgen von dem wüthenden Geheule des erwachten Stromes geweckt, der um Mitternacht in das Kornfeld gebrochen, die Gehege niedergerissen, die Felder mit Sand bedeckt, die Ernte, ehe sie reif war, gesammelt und fortgeführt, das Vieh verjagt und ersäuft hat, und jetzt an die Hausthüre des Landmannes anklopft, ungerufen einhertritt, und mit der Wiege seines Kindes, mit dem Lager seines Weibes sein wildes Spiel treibt.

Bei diesen oft wiederkehrenden Extravaganzen des leidenschaftlichen Flusses wirft er sich plötzlich aus einer Stellung in die andere. Der Pilot, welcher ein Dampfboot von St. Louis nach Independence hinaufsteuert, weiß nicht, ob er bei seiner Wiederkehr das tiefe Strombett, in welches er sein Schiff leiten muß, auf der Stelle, wo er es verlassen, wiederfindet. Er sieht sich oft vergebens

nach einer Insel, einem Hause, einem Kornfelde, einem Walde um, welche er sich als Wahrzeichen gemerkt hatte, um nach ihnen die Lage seines Fahrzeuges zu ermitteln. Ueber Nacht hat sie der Strom fortgeschwemmt. Es trifft sich manchmal, daß der Einwanderer, welcher eine Farm am Flusse erstanden hat, nach einiger Zeit bei dem Nachmessen findet, daß ein großer Theil seines fälschlich genannten liegenden Eigenthums bei Nacht und Nebel flüchtig und flüssig geworden, während sein glücklicherer Nachbar von Jahr zu Jahr seinen Besitz durch die Huld des Flusses um viele Morgen Landes anwachsen sieht. Städtchen mit vortrefflichen Landungen am Flusse verlieren nicht selten ihren Wohlstand, weil sich der Fluß von ihren Grenzen verliert. Dampfböte liegen hoch und trocken im Sand, wo ihre Führer die triftigsten Gründe hatten, den Strom zu vermuhen. Manche der Bewohner der Missouriufer zeigen noch jetzt auf einen Punct im Flusse, über dem gerade ein Dampfboot in zwanzig oder dreißig Fuß Wasser dahinfährt. Dort, versichern sie, stand das Haus unseres Vaters inmitten seiner Pflanzung und dort wurden wir geboren.

Es ist ein großartiges, melancholisches Schauspiel, wenn der Strom sein Bett verlassen und zu

seiner riesigsten Höhe sich erhoben hat. Bäume ohne Stämme, Schornsteine ohne Häuser ragen aus der breiten Wasserfläche hervor. Auf den höchsten Plätzen stehen in Haufen, kniehoch im Wasser, die Rinder und Pferde des Landmanns, zu denen sich in ihrer höchsten Noth die freien Rehe des Waldes geschaart haben. Wie das Wasser von Zoll zu Zoll steigt, steigert sich die Todesangst der armen Thiere. Die Rinder haben so lange gebrüllt, bis ihnen die Kraft abgeht, einen Ton anzuschwellen. Mit gesenkten Häuptern, welche fast das flüssige Element berühren, steht das edle Pferd ergeben und betrübt. Dicke Thränen perlen in dem seelenvollen Auge des schönsten aller Thiere des Waldes. Der Hunger nagt an ihren Eingeweiden und wird sie vielleicht tödten, ehe sie das Wasser verschlingt. Leichte Dampfböte haben sich manchmal mitten in die Wälder gewagt, wo sich der Fluß gebettet hatte. Die grünen Aeste umklammerten die eisernen Rauchfänge des Fahrzeugs, als flehten sie um Erbarmen. Ein Hahn auf den Schornstein seines Hausherrn, nur ein paar Zoll über der Wasserfläche stehend, erhob seine Stimme zum letzten Nothschrei. Vom oberen Stockwerke eines höheren Hauses blickte aus dem leeren Fensterrahmen wehmüthig ein großer

Hund, selbst im Sterben treu auf seinem Posten und zu schwach, die Vorüberfahrenden anzubellen.

Wenn die Wasser fallen, stellen sich allmählig die geflüchteten Menschen wieder ein, um die Ruinen ihres Eigenthums zu überschauen. Es ist ein entmuthigender Anblick, der sich ihnen darbietet. Statt des reichsten Bodens, welchen die Welt bietet, eine Sandwüste, statt der werthvollen Einhegungen ihrer Felder Tausende von Bäumen verschiedener Art, die der Strom ausgerissen und angeschwemmt, statt ihrer behaglichen Blockhäuser ein eingefallener Schornstein, statt ihres blühenden Viehstandes die Gerippe todter Rinder und Pferde. Hier und da findet sich auch der Rest von dem, was einst ein Mensch war, aber nur selten vermag Jemand zu sagen, wie er lebend genannt ward.

Die Inseln im Flusse Missouri scheinen Alle auf dieselbe Weise entstanden zu sein. Der Fluß wirft Sandbänke auf, die von Jahr zu Jahr höher aus dem Wasser steigen und an Größe zunehmen. Sie bedecken sich mit Gras, junge Bäume heben sich empor, nach und nach blüht ein grüner Wald. Die Baumwurzeln befestigen den Boden gegen den Andrang des Wassers. Je mehr der Bäume sind, je stärker die Wurzeln werden, desto gesicherter ist die Existenz des Eilands.

Viele jener Inseln haben durch ihre Wälder und durch die Leichtigkeit, mit welcher das gefällte Holz an die Dampfböte verkauft werden kann, einen bedeutenden Werth. Man läßt auch Schweine auf ihnen ihre Mast suchen und diese verwildern oft in solchem Grade, daß sie nicht mehr einzufangen sind. Haben sie die gehörige Größe erlangt, so werden sie gleich dem Wilde mit der Kugel erlegt. Auf einzelnen Inseln befinden sich kleine, blühende Plantagen. Ein Eiland im Fluß hat für manche Menschen eine starke Anziehungskraft. Der Besitzer kann allein sein, ohne die Einöden unbewohnter Länder aufzusuchen. Die natürlichen Grenzen, welche der Fluß zieht, scheiden sein Eigenthum scharf und bestimmt von dem seiner Nebenmenschen. Das Gefühl, mit dem er von seiner Insel sagt: sie ist mein, ist sicherer, als dasjenige, mit dem sich der Bewohner des festen Landes seines Eigenthums erfreut. Kein Reisender pocht an die Thüre des Eremiten der Insel, kein lustiger Nachbar sucht ihn wider seinen Willen heim, kein neugieriges Auge dringt in den vielleicht werthvollsten Theil seines Besitzes, in seine Geheimnisse.

Etwa vierzehn englische Meilen oberhalb des Städtchens St. Charles und wenige Meilen unterhalb eines Platzes, unter dem Namen Lewis Fähre

wohl bekannt, erhebt sich im Missouri eine grüne Insel, deren Ausdehnung etwas mehr als zwei hundert Acker Landes betragen mochte. Ihr gegenüber dehnen sich auf der einen Seite die Hügel des County St. Charles und auf der andern Seite ist sie nur einige hundert Fuß von der flachen und überaus fruchtbaren Mark des County St. Louis getrennt, welche unter dem Namen Bonhomme-Bottom bekannt ist. Das Eiland war unbebaut und von hohen jungen Bäumen bestanden. Von keiner Seite der Ufer des Flusses verrieth irgend ein Zeichen, daß es bewohnt sei.

In der Mitte der Insel, ringsum von Bäumen verdeckt, erhob sich ein aus behauenen Blöcken gut zusammengefügtes Haus von bedeutender Größe. Die Oeffnungen zwischen den Blöcken waren sorgsam mit kleinen Holzstücken und Thonerde verstopft und verkalkt. Fenster und Thüren waren klein und roh gearbeitet, welches sich recht wohl zum Charakter des Hauses paßte. Durch eine Thüre von außen gelangte man in ein kleines Zimmer, dessen eine Seite ganz von einem ungeheuern Heerde eingenommen war, wo trotz der großen Sommerhitze ein helles Holzfeuer flackerte. An einem eisernen Haken, dessen oberer Theil am Schornsteine befestigt war, hing ein Kessel voll

Wasser und siedete laut. Ein Schwarzer war damit beschäftigt, von einem geräucherten Schinken einzelne Stücke abzuschneiden, dann Kaffee zu mahlen und zu bereiten, dann die Schinkenstücke in eine Bratpfanne zu legen und Eier darüber auszuschlagen. Er war gerade mit seiner Arbeit fertig geworden, als eine Stimme hörbar wurde, welche rief: „Cäsar, das Frühstück.“

Der Neger setzte die Speisen auf einen der Thüre gegenüber stehenden Tisch und ging zum Heerde zurück, um das Kochgeschirr zu reinigen. Einige Secunden später war der Tisch und Alles, was darauf war, aus der Stube verschwunden und an der Stelle, wo er gestanden, war bloß die leere Wand zu sehen.

Die Geschirre waren rein, das Feuer ausgelöscht, die Stube gekehrt und der Schwarze ging in ein anstoßendes Gemach gleicher Größe mit den anderen. Es war äußerst einfach und mit einigen hölzernen Stühlen und einem Tische möblirt. An der Wand, den zwei kleinen Fenstern gegenüber, stand ein Schreibtisch, der aber bald nach dem Eintritte des Negers verschwand und gleich darauf erschien eine Bettstelle im Zimmer neben dem Raum, welchen kurz vorher der Schreibtisch eingenommen hatte. Auf dem Lager in der Bettstelle mußte

kurz vorher Jemand geruht haben. Der Schwarze machte das Bett auf, reinigte die Stube und ging dann durch den ersten Raum vor die Thüre, wo er sich mit der Reinigung einer Büchse beschäftigte.

Er mochte wohl eine halbe Stunde so beschäftigt gewesen sein, als er durch ein lautes Rufen von dem Bonhomme-Bottom gestört ward. Er antwortete mit einem lauten Halloh und schritt gemächlich dem Ufer zu, von wo er des Rufenden ansichtig werden konnte.

„Ist Mr. Paul zu Hause?“

„Ja, Massa Primm,“ erwiederte der Schwarze. „Ich will Euch gleich holen kommen.“

Er sprang in einen Kahn, welcher am Ufer befestigt war und nach fünf Minuten hatte er den Fremden schon auf der Insel gelandet. Beide schritten dem Hause zu, vor dem jetzt ein dritter Mann auf und ab ging.

Dieser war hochgewachsen und seine gefurchten Züge und das theilweise ergraute Haar ließen auf ein Alter von mehr als funfzig Jahren schließen. Die Haltung war aber so gerade, der Gang so elastisch, daß er von hinten betrachtet, weit jünger erschienen wäre. Die Gesichtszüge waren edel geformt, das Auge fest und durchdringend, der Mund

verrieth Entschlossenheit des Charakters. Ueber dem ganzen Gesichte aber breitete sich jener intellectuelle Stempel, welcher sich dem Antlitze derer, die viel denken und viel leiden, aufzudrücken pflegt. Ein großer tiefgewurzelter und gut begründeter Schmerz veredelt das menschliche Antlitz. Nur er allein ist im Stande, selbst einem plumpen, animalischen Gesichte den Ausdruck von Adel und Würde zu verleihen.

Dieser Mann war nach Art der Leute gekleidet, welche auf den Streifzügen in den nicht angesiedelten Theilen des westlichen Americas dies- und jenseits der Felsengebirge als Jäger und Pelzhändler ihr Leben zubringen. Seine Füße waren von Mocassins bedeckt, welche von einer indianischen Squaw aus dem Stamme der Blackfeet verfertigt waren; gleich ihnen waren die Beinkleider aus einem von Indianern gegerbten Rehfelle gearbeitet, längs dessen Nähten als Zierrath Frangen, von demselben Stoffe gefertigt, herabhingen, etwa in der Art wie moderne Gardinen verziert sind. Sonst war der Schnitt jenes Kleidungsstücks gliech dem des Rockes, der auch aus Rehfellen zusammengesetzt war, nach europäischer Mode. Man sieht diesen Anzug, welcher östlich von St. Louis einiges Aufsehen

erregen dürfte, sehr häufig in jener Stadt und ihrer Umgegend.

Der neue Ankömmling, welcher sich jetzt Jenem nahte, war ein rüstiger Dreißiger von ungemein regelmäßigen Gesichtszügen, dessen dunkles Auge und dunkler Teint seine Abstammung mütterlicher Seits von den Creolen des Landes bekundete. Er war ganz modisch, obgleich etwas nachläßig gekleidet und Anzug und Haltung verkündeten den Städter und einen, den wohlerzogenen Classen angehörenden Mann.

„Ich komme so eben von der Gerichtssitzung in Union und bin in Manchester von meinem Wege abgegangen, um Euch aufzusuchen. Ich habe Nachrichten von Neu-York, die sich auf Eure Angelegenheit beziehen, wiederum erhalten."

„Kommt herein, setzt Euch nieder und genießt etwas; nachher sollt Ihr mir, was Ihr erfahren habt, erzählen."

Die beiden Männer gingen in ein anderes kleines Gemach, welches genau den andern Zimmern ähnlich sah.

„Ihr seid früher schon in meinem Allerheiligsten gewesen, Wilson," sagte der ältere Mann, den Andern bei seinem Vornamen anredend, „wo ich bis heute nur, außer Euch, zwei andere Freunde

eingelassen habe. Und so will ich Euch auch dieses Mal nicht in der Vorhalle meines Tempels bewirthen."

Er berührte mit der Hand die Wand, welche sich schnell weit genug öffnete, um einen Mann durchzulassen. Als die beiden Männer durch die Oeffnung hindurchschritten, schloß sie sich augenblicklich nach ihnen.

Der Raum, in welchen sie jetzt traten, empfing das Licht durch eine Glaskuppel, welche von dem aufsteigenden Dache dermaßen verdeckt war, daß sie dem außer dem Hause Stehenden nicht sichtbar wurde. Die Wände waren äußerst zierlich mit hellfarbigen Holzarten getäfelt und so ebenmäßig gearbeitet, daß das aufmerksamste Auge kein Merkmal finden konnte, wodurch eine Wand von der anderen zu unterscheiden war. Auch der Fußboden war mit verschiedenen Arten Holz eingelegt, aber überall von metallenen Schienen durchlaufen, kleine Eisenbahnen, die sich rechts und links durchkreuzten. Eine dicke seidene Schnur hing in der Mitte des Raumes herab, welche dazu diente, die Fenster der Glaskuppel zu öffnen und zu schließen. Der Raum war von der Größe eines kleinen Tanzsaals und nahm die ganze Höhe des zweistöckigen Hau-

ses ein. Das Gemach war durchaus leer an Mobilien.

„Es ist ein schöner Raum," sagte der Gast, „und gleicht dem Aufenthalte eines alten Zauberers auf einer behexten Insel. Da ich indessen müde bin, will ich versuchen, ob ich mir nicht, ohne in Eure Zauberkünste eingeweiht zu sein, zu einem Sessel verhelfen kann. Damit fing er an auf die Wände ringsherum zu klopfen und zu schlagen, aber kein Sessel erschien. Der Wirth blieb in der Mitte der Stube stehen, ihm zusehend.

„Gedenkt Ihr, Wilson, Euren Versuch noch weiter fortzusetzen?"

„Ich bin zu müde, Paul."

„Warum ruht Ihr Euch denn nicht aus," sagte Jener, und wies auf ein Sopha an der Wand, welches dem Gaste unbemerkt seine Erscheinung gemacht hatte.

„Ihr seid in der That ein Zauberer," sagte Wilson, als er sich gesetzt hatte, und unversehens ein Tisch mit Kaffe, Eiern, Brot, Butter und verschiedenen Fleischsorten vor den Sopha rollte. „Euer Haus würde Euch eine hübsche Revenue bringen, wenn Ihr seine Geheimnisse den Wißbegierigen für Geld aufdecktet."

„Meine Geheimnisse sind mir nicht feil," sagte Paul, „und dieses Haus, indem ich manchen Tag verlebt und das ich lieb gewonnen, wäre mir werthlos, wenn Jedermann dessen Einrichtungen kennte. Ich habe dann und wann meine Cameraden wochenlang in den äußeren Zimmern beherbergt, ohne daß sie eine Ahnung von dem Dasein dieses Saales gehabt hätten."

„Es sind jetzt drei Jahre verflossen," fuhr Paul fort, „seitdem ich dieses Eiland käuflich an mich brachte. Seit meiner frühen Jugend war die Bauluſt eine Leidenschaft in mir und brachte mich viel mit erfindungsreichen Handwerkern in Berührung. Ich entsann mich, als ich hier zu bauen beabsichtigte, meiner Bekanntschaft mit einem alten Bauschreiner in Cincinnati und ließ ihn hieher kommen. Er brachte mich erst auf den Plan dieses Gebäudes. Baut Ihr ein großes Haus von Stein, sagte er, so erregte es Aufsehen und zieht Besucher an. Man wird Euch als sehr reich, als einen großen Sonderling ansehen und euch belästigen und plagen. Baut Ihr ein gewöhnliches Blockhaus, so werdet Ihr Bequemlichkeiten vermissen, welche euch in eurem Alter wohl thun werden. Darum baut ein Blockhaus als Schale und etwas Besseres als Kern, das Ihr allein genießen könnt. Der Mann

hatte die Idee zu einem Gebäude gleich diesem, schon seit Jahren in sich umher getragen und Niemand war froher, als er, da ich ihm freie Hand überließ zu bauen, wie er wollte. Das Blockhaus wurde schnell aufgerichtet, alle Arbeit im Innern in Cincinnati angefertigt, auf geheimnißvolle Weise hierher gebracht und von dem Alten und einem verschwiegenen Gehülfen errichtet. Als ich von einem meiner jährlichen Züge in die Wildniß zurückkam, überreichte der Baumeister mir die Schlüssel zum Hause, und die Schlüssel zu seinen Geheimnissen. Der Rath des Mannes war gut und ich befinde mich wohl dabei, daß ich ihm gefolgt bin."

Während der Zeit des Erzählens hatte der Gast sein Frühstück beendigt. „Jetzt," sagte er, „will ich Euch meine Neuigkeiten mittheilen. Mein Correspondent in Neu-York schreibt, daß John Warrick bei der Crisis in 1837 große Verluste erlitten haben muß. Daß er dennoch im Stande war, sich solvent zu erhalten, beweist, daß große Geldmittel zu seiner Verfügung gestanden sind. Er hat genaue Nachforschungen nach dem liegenden Besitze des Mannes, nach seinen hypothekarisch gesicherten Forderungen anstellen lassen und schätzt Alles, was er jetzt besitzen mag, auf nicht mehr als die Hälfte

der Originalsumme, welche Ihr ihm einhändigtet, der Zinsen gar nicht zu gedenken. Zu unserem Troste fügt er hinzu, daß die Solvenz bei den Bürgen über jedem Verdacht steht, und daß Ihr, wenn Ihr wollt, zum Besitze des Eurigen, durch gerichtliche Maßregeln gelangen könnt."

„Und was schreibt er über meine Tochter?"

„Mein Correspondent erkundigte sich nach dem Aufenthalte Miß Gordon's. Er fand ihren Wohnort. Sie verweilt noch bei derselben alten Dame, der sie bei Eurem Aufenthalte in Neu-York übergeben wurde. Sorgfältige Erkundigungen wurden über ihren Character, über ihr körperliches und geistiges Gedeihen eingezogen. Die Nachrichten hierüber lauten äußerst günstig. Miß Gordon ist zu einem sehr schönen, herzensguten und gebildeten Wesen herangewachsen. Mein Correspondent konnte sie nicht persönlich sehen, da sie, um John Warrick, der von Neu-York abwesend war, zu besuchen, auf kurze Zeit nach Baltimore abgereist war. So viel erfuhr er jedoch von der alten Dame, welche mit großer Liebe an Sara zu hängen scheint, daß das Mädchen eine arme Waise sei und ganz von der Milde ihres reichen Verwandten, John Warrick, abhänge, der sich ihrer aber mit Sorgfalt und Liebe annehme. Aus diesem Theile des Berichts

schließe ich denn, daß Warrick dem Mädchen Eure Vermögensverhältnisse und sogar Euer Dasein gänzlich verschwiegen hat."

„Dem Himmel sei dafür gedankt," erwiderte Paul. „Ich bin in der That meinem Freunde Warrick für seine Vorsorge — sei sie, wie sie wolle gemeint, tief verbunden."

„Und welche Instructionen wollt Ihr mir jetzt übergeben," fragte Wilson, „wo wollt Ihr Euer Geld von John Warrick einfordern?"

„Ich will selbst an ihn schreiben," erwiderte Paul, „und ihn bei seiner alten Freundschaft — die noch nicht in seinem Herzen erloschen sein kann, auffordern, mir die volle Wahrheit über den Bestand der ihm anvertrauten Gelder zu berichten. Ich will hinzufügen, daß im Falle er selbst mein Vertrauen verletzt hätte, er in mir keinen strengen Richter finden soll. Ich bin wahrlich der Mann nicht, der mit ihm rechten darf. Von einem großen Unglück überwältigt und außer Stande meinen Pflichten nachzukommen, überließ ich mein Kind seiner Vorsorge. Er hat Vaters Stelle bei ihr vertreten. Darf ich für mein Kind den unnatürlichen Act begehen, den einzigen Verwandten, welchen sie kennt, der ihr als Pflegevater werth sein muß, vor Gericht zu laden um ihm, wenn er auch

einen Fehler begangen hat, öffentlichen Schimpf zu zuziehen. Mein Rechtsgefühl verbietet mir, mich an die Bürgen zu halten, denn ich hätte früher Rechenschaft von Warrick fordern können, als er noch im Stande war, aus eigenen Mitteln das geliehene Geld wieder zu erstatten."

„Ich habe nie verstehen können," versetzte Wilson, „warum Ihr Euch wirklich nicht vor langen Jahren nach Neu-York begabet, um Euer Kind zu sehen, und Eure Angelegenheit so zu enden, als nöthig war, um ihre Zukunft sicher zu stellen."

„Ihr seid der einzige, der meine frühere Geschichte kennt und möget selbst meine Beweggründe beurtheilen. Hier auf meiner wüsten Insel und in der Wildniß, wo ich den größten Theil meiner Zeit zubringe, vermag ich Herr meiner Stimmung zu werden. Würden aber nicht die alten Wunden, welche noch nicht vernarbt sind, wiederum zu bluten anfangen auf jenen Plätzen, wo sie geschlagen wurden? Ich fühle, daß ich mich nicht dorthin wagen darf, wo mich mein Unglück traf. Noch jetzt ist mir der Gedanke unerträglich, mich nach Kentucky und Neu-York zu meinen Verwandten und zu den Freunden meiner Jugend zu begeben. Ich scheue die Erinnerung nicht. Ich bin, wenn ich allein bin, nicht feige. Die Begebenheiten meiner früheren

Tage, sind meine steten Gefährten in diesem Hause und in der Wildniß. Ich habe mich daran gewöhnt, meinem Schicksale in meiner Einsamkeit Auge in's Auge zu sehen, aber ich bin nicht stark genug, um meine Lebensgeschichte in den Augen meiner Jugendbekannten zu lesen und mich durch ihre mitleidigen Blicke, ihre Fragen, ihr Achselzucken, ihre Beileidsbezeugen zu Boden drücken zu lassen. Und Ihr könnt Euch denken, warum ich noch weniger den Gedanken ertragen kann, meiner Tochter Auge in's Auge zu sehen."

Wilson sah ihn mit einem fragenden Blicke an.

„Sie trägt die Züge derjenigen," fuhr Paul mit gewaltsamer Anstrengung fort, „welche mich um Alles betrogen hat, das mir an's Herz gewachsen war, um Ehre, Reichthum oder was dasselbe sagen will, die Kraft und Lust diese zu benützen, um die Freude der Jugend und des Alters, um die Gesellschaft meines Kindes, ja noch mehr Wilson, um mein reines Gewissen." Hier stand er auf und legte krampfhaft seine Hand auf die Schulter seines Gastes.

„Die That, welche ich begangen, und zu welcher das tödtlichste Unrecht, welches je ein Mann erlitt, mich getrieben," fuhr Paul fort, „nagt noch mit gleicher Schärfe an meinem Gewissen, als an

dem Tage, da das Verbrechen geschah. Mein Gewissen redet zu mir in einer anderen Sprache, als Ihr, als die meisten Menschen zu mir gesprochen haben. Die Rache war nicht mein, sondern des Herrn. Ich habe die Blitze des Himmels frech mit meiner Rechten lenken wollen und wahrlich mich haben sie schwerer getroffen, als mein Feind von ihnen verletzt wurde."

Beide Männer schwiegen einige Minuten stille, endlich begann Paul von Neuem: „darf ich meiner Tochter gegenübertreten und ihr die Geschichte ihrer Eltern erzählen? Werde ich stark genug sein, sie systematisch über alles Vorgefallene zu täuschen, wenn sie mich an die Verstorbene erinnert? Soll ich das Kind seinen Ursprung verachten lehren? Oder würde sie stark genug sein, die Lebensgeschichte der Todten zu hören, die Art ihres Todes zu vernehmen, das Leben ihres Vaters seit jener Zeit kennen zu lernen, ohne daß der Schlag ihr junges Glück vernichtete? Viel besser eine Waise zu sein, als einen Vater wiedergefunden, von solchen Erinnerungen zu Boden gedrückt. Und dann, Wilson, ist ja meiner Tochter Zukunft auch ohne die Gelder, welche sich in Warrick's Händen befinden, gesichert. Ihr wißt, daß ich einen Theil meines Vermögens in meinen eigenen Händen behielt und

das mütterliche Erbtheil, welches sich noch unter Verwaltung von Verwandten in Kentucky befindet, ist überdies weit größer, als das, was ich je besaß."

„Weiß Warrick etwas von dem mütterlichen Vermögen Eurer Tochter?"

„Nichts."

„Euer Entschluß kömmt auch mir richtig vor. Wann gedenket Ihr an Warrick zu schreiben?"

„Gleich."

„Und man darf es hoffen, Euch in St. Louis zu sehen?"

„In wenigen Tagen," versetzte Paul, „und ich werde Euch gleich aufsuchen."

Nachdem der Advocat und Freund des Jägers — denn Jener war Beides — sich auf den Rückweg nach St. Louis begeben, setzte sich dieser zum Schreiben nieder. Als er nach langen Jahren wiederum seinen Jugendfreund schriftlich anredete, erwärmte sich sein Herz gegen diesen. Er blickte zurück in die Morgenröthe seiner Existenz und seine Jugend erschien verklärt in dem magischen Lichte. Auch das Bildniß des Freundes, welches mit allen frühen Erlebnissen verwoben war, gewann durch die Beleuchtung. Der Styl des Briefes wurde bei'm Schreiben immer milder, freundlicher und zarter. Der Schreiber setzte voraus, daß Warrick in

dem Drange der Zeiten einen Theil des Geldes, welches er ihm anvertraut, entlehnt hatte. In diesem Falle bat er seinen Freund, sich um die Wiederbezahlung nicht beunruhigen zu lassen. Er hatte ihm ja durch Erziehung seiner Tochter eine Verpflichtung auferlegt, welche Geld nie gut zu machen im Stande war. Er erwähnte des großen mütterlichen Vermögens, welches Sara zugefallen, und ließ merken, daß er selbst nicht mittellos sei. Er lud ihn ein, sich bald offen und ohne Rückhalt auszusprechen und bat um ausführliche Nachrichten über seine Tochter, ihren Character, ihre Kenntnisse, ihren Umgang und Alles, was sie betraf. Er ersuchte Warrick auf's Angelegentlichste, ihm mitzutheilen, ob sie etwas und was sie von der Geschichte ihrer Eltern wüßte, und ob sie ihren Vater lebend oder todt wähne und schloß mit der Versicherung der herzlichsten Zuneigung zu dem Freunde seiner Jugend, welcher einen um so viel wärmeren Platz in seinem Herzen fände, je weiter er sich von seinen jungen Tagen entferne.

Paul's Gefühle bei dem Beginne des Briefes waren nicht halb so warm gegen Warrick, als da er ihn schloß. Männer im gereiften Alter wissen selbst häufig nicht, wie viel Anhänglichkeit an ihre Jugend und Jugendfreunde in ihnen ruht, bis die

schlummernden Gefühle geweckt werden. Jetzt saß Paul, nachdem der Brief beendigt war, noch lange in tiefem Nachsinnen versunken, sein Geist glitt in alte, längst durchlaufene Bahnen zurück und als er zuletzt aus seinen Träumen erwachte und den Brief versiegelte, fiel eine große Thräne auf dessen Adresse.

Er stand auf und ließ sich von Cäsar nach dem Bonhomme-Bottom hinübersetzen. Seiner Insel gegenüber stand ein ungewöhnlich großes und sauber aufgeführtes Blockhaus nahe der Landstraße, und umgeben von einer blühenden Pflanzung. Unweit des Hauses war ein kleiner, sauber eingehegter Gemüsegarten, in dem ein Mann mit weißen Haaren emsig beschäftigt war. Es war eine friedliche Scene. Die Sonne war im Untergehen. Ein junges Frauenzimmer stand vor dem Hause und rief mit lauter, melodischer Stimme die Namen aller Göttinnen der Mythologie, der Reihe nach, Diana allein ausgenommen. Ein tiefer Ton antwortete aus dem nahen Wald auf jeden Ruf und mit gravitätischen Schritten kamen durch die Holzpforte gegangen, die stattliche Juno, welcher stillschweigend von allen andern Göttinnen der Vorrang eingeräumt wurde, die braune Venus, Apis, schneeweiß mit einem schwarzen Stern auf der Stirne und Rhea, welche

von allen Kühen, die je gesehen worden, am meisten Aehnlichkeit mit einem Reh des Waldes hatte. Um eine ältliche Frau hatte sich eine Armee von einigen hundert Hühnern versammelt, an die Jene das Abendbrod vertheilte. Ob aus Dankbarkeit oder Gier, das war schwer zu entscheiden, nachdem die Nahrung an sie ausgetheilt war, wollten sie die alte Dame nicht verlassen. Diese flüchtete sich in's Haus, die Hühner folgten durch das Fenster, sie ging in's Feld, um das gefiederte Volk aus dem Hause zu locken, aber der ganze Schwarm folgte ihr nach, wie ein Heer seinem siegreichen Feldherrn. Am Ende entschlüpfte sie in den Garten zu ihrem Gemahl und ließ die Hühner hinter sich, in vergeblichen Versuchen beschäftigt, über die Palisaden zu setzen.

Paul machte vor dem Hause Halt und wurde nicht so bald von dem jungen Frauenzimmer bemerkt, welche noch mit dem Melken der Kühe beschäftigt war, als sie ihre Arbeit verließ und ihn einlud, in's Haus zu treten. Das Zimmer, in welchem er aufgenommen wurde, war ungemein zierlich für ein Blockhaus. Die Wände waren ringsherum mit Möbelkattun statt der Tapeten verhangen, einige gute Kupferstiche fielen dem Beschauer angenehm in's Auge, ein großer Flügel stand an

einer der Wände, an der eine andere junge Dame eine Beethoven'sche Sonate spielte. Paul trat geräuschlos in die Stube und winkte seiner Begleiterin, ihre Schwester nicht im Spiele zu stören.

Nach einigen Minuten trat der alte Herr aus dem Garten hinein und begrüßte Paul. Das Mädchen, welches die Anwesenheit der Fremden jetzt bemerkt hatte, hörte sogleich auf zu spielen. „Es ist lange her, Nachbar Paul," sagte der alte Herr, „seit ich die Freude hatte, Euch zu sehen."

„Ich bin so lange ein Einsiedler gewesen," versetzte dieser, daß wenig Aussicht zur Aenderung meiner Lebensweise in meinen alten Tagen verbleibt. Ich würde mich auch heute nicht entschlossen haben, meine Insel zu verlassen, wenn mich nicht ein dringendes Geschäft zu Euch getrieben hätte. Ich habe einen Brief abzugeben, Herr Postmeister von — von —"

„Nadowessia," versetzte der alte Herr lächelnd.

„Nadowessia," sagte Paul. „Ich sollte mich schämen," daß ich den Namen des Postamtes, welcher so zu sagen, vor meiner Thür liegt, vergessen habe. Ich sollte mir den Namen schon deßhalb gemerkt haben, weil Ihr den guten Geschmack und das Rechtsgefühl hattet, die Benennung, welche Ihr Eurer Besitzung gabet, nicht der alten Welt zu ent-

lehnen, wie es bei uns leider! zu sehr üblich ist, sondern durch sie das Andenken an einen edlen Volksstamm unserer eigenen Hemisphäre aufrecht zu halten, von dem uns nichts mehr, als die Erinnerung geblieben."

„Wenn irgend ein Verdienst," erwiederte der Postmeister, „darin liegt, meiner Besitzung einen passenden Namen beigelegt zu haben, so gebührt mehr als die Hälfte davon einem großen Dichter meines Geburtslandes, der in einem einfachen Liede, dem er aber den ewigen Stempel seines erhabenen Genius aufgedrückt hat, jenem Indianerstamme ein bleibendes Andenken sicherte. Als ich meinem Gute einen Namen gab, versuchte ich zu gleicher Zeit das Meine beizutragen, um die edlen Stämme der Ureinwohner des Landes vor Vergessenheit zu schützen und auch meine Verehrung für einen der größten Dichter meines Geburtslandes an den Tag zu legen."

„Das Genie," sagte Paul, „ist in der That eine Macht. Der Dichter, von dem Ihr redet, ist längst todt, aber der Geist des Mannes wirkt immer lebend und belebend fort, gibt unsern Städten und Flüssen und Landschaften Namen, verleiht unserer Denkkraft neue Impulse, unseren Gefühlen einen neuen Spielraum, unsern Bestrebungen eine

neue Richtung, nährt mit göttlicher Kost die Menschheit von Generation zu Generation und macht in der That aus uns etwas Anderes, als wir gewesen wären, wäre er nie auf der Welt erschienen."

„Ja," sagte der Postmeister, „ich habe es an mir erprobt, daß diese großen Männer noch mehr thun, Sie machen die ganze Welt zu unserer Heimath. Ohne sie würden unsere Erinnerungen, unsere Anhänglichkeit, unsere Liebe, sich nur um den Berg, das Thal, den Fluß winden, welche die Augen des Kindes zuerst erblickten und wir dürften die Scholle nicht verlassen, auf der wir geboren wurden. Unsere Penaten wären die heimische Natur, welche wir nirgend mit uns führen können, und ohne sie würde auf keinem Platze uns eine Heimath erblühen. Als ich von dem Lande meiner Geburt aufbrach, nahm ich gleich den alten Griechen, von meinem heimischen Heerde meine Hausgötter mit mir. In diesem Schranke stehen sie. Sie blicken so hold auf mich herab, schützen und erquicken mich so gut an den Ufern des Missouri, als an den Ufern des Rheins. Wenn sie bei mir sind, bin ich nicht in der Fremde. Sie haben die ganze Natur göttlich gemacht in und außer ihrem Lande. Ihre Stimme säuselt zu mir herab von der americanischen wie vormals von der deutschen Eiche. Die

Luft in diesem Hause trägt die Töne Beethovens, die wir eben hörten, so leicht wie die Luft Deutschlands. Das macht sie zu meiner Heimathluft."

„Und Ihr verspürt wirklich kein Heimweh in diesen Wäldern?"

„Ich habe Alles mit mir geführt, was mir die Heimath theuer machte, meine Frau, meine Kinder, die großen Geister meines Landes. Ich habe zurückgelassen, was mich von jeher fremdartig und bedrückend umgab, dem ich nie einen Einfluß auf mein inneres Wesen gestattete, widernatürliche Gesetze, halbverweste Institutionen, schiefe Verhältnisse, unschöne Einrichtungen, welche dem Auge des Naturmenschen und dem künstlerischen Auge gleich widrig sind. Ich fand und erkannte in der neuen Natur, die mich umgab, den göttlichen Wein, eben so stark, wie in der alten. Ich habe es an mir selbst erprobt, daß dem Menschen unserer Tage, in dem die geistige Natur über der animalischen hervorragt, es nie an einer Heimath fehlen kann. Götter sind überall zu Hause. Thiere sind an die Scholle gefesselt. Die Menschen, die zwischen Beiden stehen, befinden sich nicht gerade in der Mitte zwischen ihnen. Je nachdem sie dem Ersteren oder den Letzteren am nächsten sind, zeigen sich bei ihnen die

vorherrschenden Einflüsse geistiger oder animalischer Natur."

Paul schüttelte dem Postmeister freundlich die Hand. Er hatte das Gefühl, welches allen Americanern innewohnt: er liebte nicht die Heimwehkranken unter den eingewanderten Bürgern des Landes. Er hatte einen hohen und gerechten Begriff von dem Geschenke, welches das americanische Volk mit einem Edelmuthe, der in der Geschichte der Völker nicht viele Beispiele findet, den Fremden, welche ihr Land betreten, in vollen Menschen- und Bürgerrechten verleiht. Er wünschte, daß diejenigen, welche den Besitz der Freiheit nicht über Alles zu schätzen wissen, bei den Fleischtöpfen — es gibt deren nicht viele — und der Sclaverei Aegyptens verblieben wären.

Als er sich auf den Heimweg begab, entdeckte er in der Dämmerung einen Mann, welcher dem Landungsplatze gerade gegenüber stand. Er hörte, wie Cäsar zu ihm hinüberschrie, daß sein Herr nicht zu Hause sei. Paul schritt auf den Fremden zu und gab sich als Besitzer der Insel zu erkennen.

„Ihr seid der Jäger Paul," sagte der Fremde, sich höflich verneigend.

„Das ist mein Name."

„Oder richtiger gesprochen, Herr Paul Gordon.“

Der Jäger trat einige Schritte zurück und faßte den Fremden scharf in's Auge. „Mit welchem Recht nennt Ihr mich bei einem andern Namen, als bei dem, welchen ich mir selbst beilege?“

„Vielleicht, daß der Sohn eines alten Freundes, der Eurem Gedächtniß noch nicht entfallen sein kann, dieses Recht hat.“

„Wer seid Ihr?“

„Ich heiße Richard Warrick und bin der Sohn von John Warrick von Neu-York.“

Des Jägers Züge nahmen einen freundlichen Ausdruck an. Er schüttelte dem Ankömmling herzlich die gebotene Rechte und sie fuhren in dem Kahn, welchen Cäsar jetzt an das Ufer gebracht hatte, zusammen nach dem Eilande hinüber.

Zweites Kapitel.

Die Stadt St. Louis erhebt sich stolz und in imposanter Ausdehnung am westlichen Ufer des Mississippistroms. Sie ist auf einem sanft ansteigenden Hügel gebaut, dessen großer Vorrath von Kalksteinen den ersten Ansiedlern reiches Material zum Bau der Stadt gewährte. Die Stadt ist eine der ältesten des Westens, in der That eine sehr alte, denn es ist die zweite Generation, welche jetzt in ihr wohnt. Schon ihr Name zeigt an, daß sie von Franzosen gegründet wurde. Einige kühne Abenteurer, welche ihr Glück in dem Pelzhandel begründen wollten, ruderten in Kähnen gegen die Strömung des Mississippi, bis sie jenen Hügel erreichten, der damals von einem hohen Urwalde bestanden war. Etwas höher hinauf hörten sie den stürmischen Missouri rauschen, dort, wo er sich mit

dem Mississippi verbindet. Sie bewährten ihre gesunde Urtheilskraft in der Wahl ihres künftigen Wohnplatzes. Hier mußten alle Böte vorbeikommen, welche mit den Fellen von Bibern, Rehen, Büffeln, Bären und kleinerem Wild beladen, von den Ufern der wildreichen Gebiete des Missouri abstießen, um einen Markt für ihre Ladungen in der Nähe des Weltmeeres zu suchen. Hier war ein wohlgelegener Platz, um zwei Expeditionen auszurüsten, welche zuerst den Ureinwohnern unentdeckter Prairien und Gebirge von dem Dasein der kaukasischen Menschenraçe Nachricht zu bringen, bestimmt waren. Hier ließ sich ein Vorposten der Civilisation gründen, um den Missionären, welche mit Büchse und Kugel in die Wildniß drangen, ein Rendezvous und einen Ruheplatz zu sichern.

Der Stadt verblieb ihr französischer Charakter unter der spanischen Oberherrschaft. Bauplätze wurden an die Einwohner innerhalb des Stadtgebietes unentgeldlich verliehen. Außerhalb derselben wurde das Land zum Feld- und Gartenbau in größere Stücke vermessen, welche an irgend eine Hauptstraße anstoßend, an dieser eine schmale Fronte bildeten und unverhältnißmäßig tief zurückliefen. Die Ursache dieser sonst unbequemen Eintheilung war einleuchtend. Die Indianer hausten in der unmit-

telbaren Nähe der Stadt und machten nicht selten den Einwohnern ihre unangenehmen Besuche. Die Bebauer jener Felder, um sich gegen Ueberrumpelung sicher zu stellen, ließen ihre Pflüge zu gleicher Zeit und in gleichem Schritte sich in Bewegung setzen. Die Zügel in der Linken, die geladene Büchse auf der rechten Schulter, zogen sie ihre langen Furchen, Jeder in seinem Felde, Jeder dem Andern nahe genug, um ihn zu sehen, ihm zuzurufen, Jeder bereit auf den ersten Nothschrei den Pflug zu verlassen und gegen den gemeinsamen Feind die Büchse und das Schwert zu ergreifen.

Unter den jüngern Männern waren Wenige, welche das Jahr hindurch zu Hause blieben. Die Meisten wanderten den Missouri hinauf in Wälder, welche vor ihnen kein weißer Mann betreten und lehrten die gewaltigen Büffel, die furchtbaren Bären, die grimmen Panther zum ersten Male vor dem Knall der Büchse erzittern. Da galt es Muth zu zeigen, wilden Thieren und wilden Menschen zu trotzen, die natürliche List Beider durch größere List zu besiegen, mit der Natur in sich und außer sich zu kämpfen, Hunger, Durst, Hitze und Kälte zu ertragen, durch dorniges Gestrüpp Bahnen zu hauen, über reißende Ströme zu schwimmen. Schneekoppen zu erklimmen, den Kahn, rei-

ßenden Cataracten vorbei, auf den Schultern zu tragen, bis der friedlich gewordene Fluß ihn wieder aufzunehmen Willens war. Oft kamen die Männer mit reicher Beute zurück, nicht selten einige ihrer Gefährten zurücklassend, deren Gebeine ein unbekanntes Grab gefunden hatten. Diese Jäger machten sich häufiger die Indianer zu Freunden als zu Feinden und der Ruf des weißen Mannes unter den Ureinwohnern des Landes war in jenen Tagen besser, als in diesen. Nicht selten heiratheten sie rothe Weiber und lebten glücklich mit ihnen.

Es gab auch unter diesen Colonisten verschiedene Glücksumstände. Manche unter ihnen waren reich, aber Niemand arm. Manche hatten mehr, als sie brauchten, Niemand weniger, als zu seiner Nothdurft erforderlich war. Es gab auch unter ihnen verschiedene Grade der Bildung. Manche waren in Frankreich geboren, aus guten Familien entsprossen, Manche stammten aus dem südlichen Louisiana, wo sie, gleich Jenen, eine gute Erziehung genossen hatten. Andere gehörten ursprünglich den niederen Classen Canada's an und waren unwissend und ungebildet. Nichts destoweniger gingen Alle nachbarlich mit einander um. Die Politur des französischen Charakters verhütete jeden Ausbruch von Rohheit, der die Gebildeten in engere

Cirkel geschreckt haben würde. Die Meisten von ihnen hatten in der Wildniß gemeinsame Gefahren bestanden und waren einander werth geworden. Gefahren drohten ihnen in ihrer Niederlassung, welche Alle entschlossen waren, gemeinsam abzuwehren. Jeden Abend erschallte die Violine, dann aus einem Hause, dann aus dem andern. Die Jungen und Alten tanzten und jubelten bis tief in die Nacht hinein.

Noch hört man manche alte Leute mit Wehmuth von jenen guten Tagen reden. Geld war unbekannt; Rehfelle vertraten dessen Stelle. Noth war unbekannt. Stolz war unbekannt. Aber Lebenslust und Freude kannte Jeder. So kräftig waren die Constitutionen jener Leute durch Abhärtung geworden, so mäßig benutzten sie ihre Kräfte, so frugal und einfach lebten sie, daß Krankheiten nie unter ihnen herrschten. Es gab keine Aerzte und keine Advocaten in dem alten St. Louis. Einige gute Priester nahmen Theil an ihren Freuden und trösteten sie in ihren Leiden. Der Gouverneur, der Repräsentant des Königs von Spanien, ward als Obrigkeit von ihnen verehrt. Seine Hand ruhte leicht auf ihnen, und die Meisten kamen nur dann in Berührung mit ihm, wenn er ihnen aus der öffentlichen Domaine Land zu eigen verlieh.

Die Häuser in der Stadt waren meist einstöckig, aus Stein oder Blöcken aufgeführt, hatten kleine Fenster und waren ringsum von Verandahs umgeben, welche die Sonne von den Zimmern abhielten und den Kindern zum Aufenthalt und Tummelplatz dienten. Gemüse- und Blumengärten umgaben das Haus. Jedermann pflanzte seine eigenen Kirschen-, Aepfel-, Pfirsich- und Birnenbäume. Die Straßen waren nicht gepflastert. Im Norden der Stadt erhob sich ein steinerner Thurm, der als Fort diente. Dieses und das große Steinhaus von Auguste Chouteau — des reichsten und angesehensten Bürgers der Stadt — nahe am Flusse gelegen, waren die hervorragendsten Denkmäler der Architectur der Colonisten.

Diese glücklichen Leute lebten abgesondert von der Welt. Sie hörten nur selten von Europa und die Meisten verstanden wenig von dem, was sie hörten, so unbekannt waren sie mit den faulen Verhältnissen und Auswüchsen jenes veralteten Culturzustandes. Sie glaubten, so wie es heute war, so müßte es morgen sein. Sie hegten keine Befürchtung, daß der Sohn Jacques nicht so glücklich und zufrieden leben werde, als der Vater Pierre.

Da zog sich eine Wolke zusammen über der Hauptstadt Frankreichs, welche sich, ehe sie sich ver-

zog, auch über den weiten Gebieten, welche der Missisippi durchströmt, entlud. Die französische Revolution brach aus. Louisiana war im Laufe der Ereignisse an Frankreich zurückgefallen; der erste Consul verkaufte die Provinz an die kühn aufstrebende transatlantische Republik. Der große Jefferson schloß den Handel ab, trotz der Angriffe und Anschuldigungen einer zahlreichen Partei seiner Mitbürger — ein Act seines ruhmvollen Lebens, welcher allein ihm die Unsterblichkeit sichern wird. Kaum war die Mündung des Missisippi in den Besitz der Republik gekommen, als der Strom der Einwanderung voll und immer voller dem Missisippithale zuzufließen begann. St. Louis war einer der ersten Plätze, welcher die Folgen der eingetretenen Veränderungen verspürte. Die Idylle war bestimmt innerhalb seines Bezirks aufzuhören; das Epos fing an zu spielen.

Die beiden Volksstämme begegneten einander. Die schroffen Gegensätze ihrer Nationalität sprangen gleich in die Augen. Der Franzose arbeitete, um zu leben, der Americaner lebte, um zu arbeiten. Die Wünsche von jenem ruhten in der Gegenwart, von diesem in der Zukunft. Jener wirkte um zu genießen, dieser genoß während seines Wirkens. Die Hoffnungen für die Gegenwart sind be-

schränkt, die für die Zukunft unermeßlich. Der Franzose begriff nicht, wonach der Americaner nie aufhörte zu streben, der Americaner begriff nicht, womit und warum sich der Franzose begnügte.

Die Americaner fingen an die Franzosen zu erziehen, die Franzosen hörten nicht auf an den Americanern zu mäkeln. Jene standen in staatlicher Hinsicht in den Kinderschuhen. Ihre Begriffe von Regierung fingen mit dem Satze an und hörten damit auf, daß der Gouverneur sie regiere. Man sagte ihnen, daß sie selbst den Staat zu lenken hätten, daß sie stimmen und wählen und die Streitigkeiten ihrer Mitbürger schlichten, das Gesetz handhaben müßten. Einige verstanden nicht, was ihnen gesagt wurde, Andere wollten nichts verstehen. Es war eine schwere Arbeit, ihnen an der leichten und angenehmen Kunst des Selbstregierens Geschmack beizubringen.

Fragt man jetzt Jemand nach dem Glanzpunkte der americanischen Geschichte, er wird auf die muthigen Thaten des Revolutionskrieges, vielleicht auf die Schlacht von Neu-Orleans hinweisen. Früher war die Geschichte der Völker nur die Geschichte ihrer Schlachten. Noch jetzt nehmen diese einen unverhältnißmäßigen Raum in der Aufzeichnung der Begebenheiten ein, welche für die Nach-

welt aufbewahrt werden. Die Mäßigkeit im Genusse der Macht und die angeborene politische Weisheit der Americaner in dem neuerworbenen Louisiana, bedeckt sie mit einem edleren Ruhm, als den Ruhm der Schlachten.

Es wäre leicht für sie gewesen, die Regierung ganz an sich zu reißen. Die Franzosen hätten dieses nicht als eine Verkürzung ihrer Rechte angesehen. Die Americaner hatten das Land gekauft und nach Ansicht der französischen Colonisten gehörte ihnen das Recht und die Verpflichtung, es zu lenken. Der Gebrauch einer solchen Macht, welche unbestritten ausgeübt werden konnte, war lockend. Die Ausübung derselben hätte bloß zu einem Resultate führen können, zu einem Streite, zu einem Kampfe zwischen den Regierenden und Regierten, welcher in der Vernichtung des schwächeren Stammes seine Endschaft erreicht hätte.

Die Americaner waren anders gesinnt. Die Franzosen mußten sich selbst regieren helfen. Sie thaten es widerstrebend. Sie gewöhnten sich daran. Sie thaten es endlich mit Selbstgefühl und mit Freude. Während der vierzig Jahre, daß Louisiana einen Theil der Vereinigten Staaten gebildet hat, während welcher Zeit die germanische Raçe die romanische nach und nach an Zahl und Wichtig-

keit überflügelt hat, ist zwischen den beiden Nationen, so radical verschieden in Abstammung, Sprache und Religion, trotz dem, daß sie nicht von einer dictatorischen Macht im Zaum gehalten, noch von einer bewaffneten Macht überwacht waren, nie ein Kampf, ja nur eine Reibung, entstanden. Die beiden Völker sind zu einem Volke verschmolzen. Sie lieben ihr Vaterland mit gleich warmer Anhänglichkeit. Sie sind den Institutionen ihres Landes gleich treu zugethan. Die Erreichung dieses Resultats in so kurzer Zeit — denn es war schon einige Jahre nach der Erwerbung der neuen Provinz erzielt, ist die größte That der Staatsweisheit der neueren Zeit.

Die Franzosen in St. Louis hatten, so weit die Güter dieser Welt betroffen sind, bald Ursache sich zu der Veränderung ihres Zustandes Glück zu wünschen. Ihr Städtchen wuchs schnell zu einer Stadt an. Der Werth ihres Eigenthums verhundertfachte, in vielen Fällen vertausendfachte sich. Der Herr eines Gemüsegartens ward der Herr einer Million. Der Mann, welcher selbst seine Pferde vor den Pflug gespannt hatte, hieß jetzt seinem Kutscher die Pferde vor seine Kutsche spannen. Er pflanzte und zog stattliche Häuser, statt der Kohlköpfe. Er ging in den Markt, an-

statt mit Gemüsen, mit Hausplätzen. Er erntete die Thaler seiner Miethsleute in gutem und schlechtem Wetter, im Sommer und im Winter. Bei seinen Bällen spielte ein stattliches Orchester, statt der alten Violine. Seine Söhne suchten nicht mehr ihr Glück in den Wäldern des Westens, sondern genossen es in den Städten des Ostens. Seine Tochter mit dem dunkeln Teint, den tiefen, schwarzen, schmachtenden Augen und der graziösen Haltung, reichte nicht mehr ihre Hand zum Tanze oder zur Ehe dem Jäger und dem Händler, welche in den Felsengebirgen ihr Brot erwarben. Aladin's Lampe war in der Stadt verkauft worden und die Käufer glänzten und strahlten in einem magischen Lichte.

In 1840 war die Stadt schon zur Großstadt geworden. Sie hatte beinahe 40,000 Einwohner, konnte also schon den Vergleich mit einer Stadt der doppelten Einwohnerzahl in Europa aushalten. Jedermann arbeitete, unternahm, handelte, wirkte für sich und Andere. Die Massen nahmen mehr ein und gaben mehr aus, als in Europa. Die Landleute verkauften und kauften mehr. Die Bauleute bauten mehr und rissen mehr nieder. Die Dampfschiffe, welche am Ufer in einer langen Reihe lagen, wurden nicht mehr gezählt; man berechnete ihre

Anzahl nach der englischen Meile, nach dem Raume, welchen sie am Landungsplatze einnahmen. In vielen Straßen war in jedem Hause ein Laden. Die Dampf- und Wassermühlen vermahlten das Getraide mehr als eines Staates. Ueberall schossen Kirchen, Fabriken, öffentliche und Privatgebäude gleich Pilzen aus der Erde.

Nur wenige Gebäude aus der alten Zeit waren noch stehen geblieben. Selten erblickte man zwischen den neuen, hohen Backsteingebäuden ein niederes Steinhaus mit seiner einfachen Verandah. Selbst Chouteau's alter Steinpalast, der seiner Zeit als ein Werk für die Ewigkeit angestaunt wurde, sollte bald niedergerissen werden, um Raum für Waarenlager zu machen. Die neuen Straßen, welche man überall anlegte, waren schnurgerade, breit, mit Schattenbäumen bepflanzt und durchschnitten einander in rechten Winkeln. Die Ausdehnung der Stadt längs dem Ufer des Mississippi war wahrhaft wunderbar. Die Eigenthümer des Grundes, denen Reichthum zuströmte, wie Regen vom Himmel fällt, ohne eigenes Zuthun, erwarteten noch mehr von der Zukunft, als ihnen die Gegenwart bot. Sie konnten sich nicht entschließen, mehr als einen kleinen Theil ihres Besitzthums zu verkaufen. Die kauflustigen Ansiedler mußten sich

weit von dem Centrum der Stadt entfernen Felder, Gärten und leere Plätze füllten oft die Räume zwischen Haus und Haus, das Stadtgebiet dehnte sich über eine Strecke Landes aus, groß genug, um den Einwohnern von Paris Obdach zu bieten.

Auf dem Orkandecke des Dampfbootes General Pike, welches den Mississippi hinauffuhr und jetzt den südlichen Grenzen der Stadt gegenüber war, standen ein junger Mann und eine alte Frau. Es war Nachmittag.

„In einer halben Stunde sind wir in St. Louis," sagte die Frau. „Mein Geschäft fängt dann an und ich erwarte Beistand von Eurer Klugheit, Eurem Eifer und Eurer Kraft."

„Was ich für Euch thun kann, Margaretha, soll geschehen," erwiederte der Kentuckier.

„Es mag sein," fuhr Jene fort, „daß ich meinen Zweck nicht hier erreichen kann. Es mag sein, daß der schlaue und schlechte Mann sie weiter geführt hat, sie in einem Verstecke verborgen hält, um sie meinen Nachforschungen zu entziehen. Ich weiß, er fürchtet mich."

„Wenn ich ihn finde," sagte der Kentuckier, „so finde ich auch Eure Schutzbefohlene. Sei er noch so listig, er soll mir nicht entschlüpfen."

„Und wenn seine List noch größer ist, als die Eure?“

„So bleibt mir noch ein Mittel, das dem Manne gerechter und ehrenwerther ist, Gewalt.“

„Ihr dürft sie nicht brauchen,“ sagte Margaretha, ihn ernst ansehend. „Ihr dürft keine Blutschuld auf Euer Gewissen laden. Euch fehlt die Berechtigung von jenem Bösewichte Rechenschaft zu fordern. Das ist mir vorbehalten. Ich habe das Recht.“

„Wohl,“ sagte der Kentuckier, „Euer ist das Recht, Ihr seid aber zu schwach, es auszuüben und übertragt es mir.“

„Hört, was ich Euch ausdrücklich und bestimmt zu sagen habe,“ erwiederte Margaretha. „Ich übertrage Euch dieses Recht nicht. Ich zu schwach, Sara Gordon zu vertheidigen? Ich zu schwach, gegen Richard Warrick? Nein, mit der Hilfe Gottes bin ich stark, stärker als er. Ich darf und ich werde Gewalt brauchen, wenn Güte und Ueberredung und mein Recht mir nicht zu helfen vermögen. Seht her,“ sagte sie, „wie ernst meine Absicht ist.“ Sie zog aus der Brust ein Dolchmesser und ein Terzerol. „Diese werde ich brauchen, wenn mir keine andere Wahl bleibt. Ich erwarte

bald vor den Thron meines Schöpfers zu treten. Ich werde das Leben selbst von Richard Warrick nicht nehmen, wenn er nicht dem Leben oder der Ehre Sara Gordon's zu nahe tritt. Sie hat keine Mutter. Jetzt, in ihrer großen Noth, darf ich Mutterstelle bei ihr vertreten und als eine solche wird Gott mein Wirken und Thun für sie richten."

„Auch ich habe ein Recht an sie," sagte der Kentuckier. „Ich befreite sie einst aus Gefahr, warum darf ich sie nicht jetzt aus einer größeren retten?"

„Gott segne Euch für das, was Ihr an ihr und mir thatet. Wie glücklich wäre Sara, dürfte ein Mann, wie Ihr, während ihrer ganzen Lebenszeit ihr Schutz bieten."

Der Kentuckier schwieg.

„Ich habe noch eine Pflicht gegen Euch. Ich darf Euch nicht im Dunkeln lassen über Sara's Herz. Ihr seid jung, sie ist schön. Ihr habt Euch Ansprüche auf ihre Erkenntlichkeit erworben, Ihr werdet vielleicht jetzt oft in ihre Nähe kommen. Ich warne Euch, denn ihr Herz ist bereits vergeben, wie unglücklich es vergeben ist, davon hat sie selbst keine Ahnung."

Margaretha sah den Kentuckier scharf an. Sein offenes Gesicht vermochte nicht seine innere Bewegung zu verbergen.

„Ihr müßt mir ein Versprechen geben," sagte er. „Ihr dürft Miß Gordon nicht sagen, daß ich mit ihr an's Land schwamm. Ich will mir von meinem Oheim das Gleiche geloben lassen."

„Ihr habt ein Recht, darüber Eure eigene Bestimmung zu treffen. Ich thue, wie Ihr es haben wollt. Und wie wollt Ihr Euch zu Richard Warrick verhalten?"

„Ich will ihm die Wahrheit sagen, wenn ich ihm begegne und zu ihm sprechen, als wäre er ein Mann und nicht ein Bube. Er soll mir Rede stehen über Miß Gordon. Wendet er List an, so will ich mich mit ihm in seinem eigenen Spiele messen. Kann ich nicht anders, so werde ich Gewalt brauchen, aber seines Lebens will ich schonen."

„Ich habe nichts an Eurem Vorsatze auszusetzen. Wenn wir aber Warrick nicht in St. Louis finden?"

„Dann suchen wir ihn, bis wir ihn finden."

„Und wenn lange Zeit darüber verstreicht?"

„Meine Zeit und meine Kraft ist zu Euren

Dienſten. Ich verlaſſe Euch nicht, bis Euer Zweck erreicht iſt.“

Das Dampfboot legte jetzt am Landungsplatze an. Kaum war ein ſchmales Brett vom Boot auf's Land hinausgeſchoben, ſo drängten ſich Haufen eifriger Menſchen auf daſſelbe, auf die Gefahr hin, in den Fluß zu fallen. — Einige erkundigten ſich, ob das Schiff Güter oder Briefe für ſie bringe, Andere ſuchten Verwandte und Freunde unter den Paſſagieren. Die Fuhrleute der verſchiedenen Hôtels ſtanden mit ihren Wagen auf dem Platze, bereit, das Gepäck der Paſſagiere in Empfang zu nehmen. Es dauerte geraume Zeit, bis der Kentuckier im Stande war, ſeine Koffer auf einen Wagen tragen zu laſſen, auf welchem mit großen Buchſtaben: National-Hôtel gemalt war, und Margaretha geleitend, folgte er durch Straßen, angefüllt mit Läden, Gütern und Menſchen, dem Fuhrmanne, bis ſie an's Wirthshaus kamen.

Der Kentuckier ging allein nach dem ſüdlichen Theile der Stadt, wo er am beſten bekannt war. Dort liegt der Mittelpunct des alten St. Louis, welches noch im Munde des Volkes den Namen Franzoſenſtadt führt, obgleich weniger Franzoſen da anzutreffen ſind, als eingewanderte Deutſche,

welche sich dort zahlreich niedergelassen haben. Noch stehen dort mehr der alten Häuser, wie in andern Stadttheilen und in einigen von ihnen ist das Rendezvous der Jäger, welche nach den Felsengebirgen ziehen. Der Kentuckier richtete seine Schritte nach einem hölzernen Hause in der zweiten Straße, in welchem ein Franzose, Philipp Margueron, eine Schenke hielt. Kaum, daß er hineingetreten war, so wurde er von einem halben Dutzend Männer mit Jubel begrüßt. Sie waren seine Kameraden auf einem früheren Streifzug in's Gebirge gewesen. Sie riefen nach Wein und Erfrischungen aller Art, um nach ihrer Sitte den Kameraden zu tractiren. Er erwehrte sich ihrer Zudringlichkeit, so gut es gehen wollte. Einen klugen, alten Jäger bei Seite ziehend, der in St. Louis geboren, mit jedem Winkel der Stadt bekannt war, theilte er ihm mit, wen er suche, und bat ihn um seine Hilfe. Dieser rief einen vorübergehenden Mann an, welchen er dem Kentuckier als John Atkinson, einen wohlbekannten Polizeibeamten, vorstellte. Die drei Männer kamen bald über den Plan, wie ihre Nachsuchungen anzustellen, überein. Der Kentuckier versprach ihnen Belohnung für ihre Mühe, welche der Jäger ablehnte und der Polizeibeamte annahm. Des Abends trafen sie im National-Hôtel zusammen.

Auch Margaretha war während des Nachmittags nicht müßig gewesen. Sie hatte Erkundigungen in jedem Hôtel und Kosthause des nördlichen Theiles der Stadt eingezogen, aber ohne Erfolg. Jetzt vereinigten sich die vier Personen zu einer Berathung und machten Pläne für den kommenden Tag.

Drittes Kapitel.

Gaston hatte die Praxis der Firma Warrick und Sohn angetreten. Seine Geschäftsstube wurde jetzt nie leer von den Clienten jener Advocaten. Manche von ihnen wußten sich das Verfahren von Warrick nicht zu erklären, ihre wichtigen Processe einem so jungen Rechtsgelehrten übertragen zu haben. Die Meisten beruhigten sich damit, daß die Warrick wissen müßten, was sie thäten und daß sie nicht ohne ein wohlbegründetes Zutrauen zu den Fähigkeiten des jungen Mannes, ihren eigenen Ruf und das Interesse ihrer Clienten auf's Spiel setzen würden. Andere warteten auf die Gerichtssitzungen der nächsten Tage, entschlossen, den Erfolg des jungen Advocaten zu überwachen und ihm ihre Processe, selbst gegen den Willen

der Warrick zu entziehen, falls er ihren Wünschen nicht entspräche.

Gaston verbrachte die Abende und selbst den größern Theil der Nächte mit Vorbereitungen für die kommenden Processe. Im Bewußtsein seiner Kenntnisse und seines Rednertalentes schritt er ohne Herzklopfen und mit der Sicherheit, Kälte und Selbstbeherrschung, ohne welcher der americanische Advocat sich umsonst um Erfolg bemüht, zu seinen gerichtlichen Handlungen. Das Vertrauen, welches ihm die Warrick schenkten, hatte die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt. Man beachtete jeden seiner Schritte. Der Gerichtstag, an welchem sein erster, bedeutender Proceß entschieden wurde, schloß. Gaston hatte sein Debüt mit Glanz bestanden. Die folgenden Tage vermehrten seine Triumphe. Die älteren Advocaten ermunterten ihn freundlich. Sie sagten ihm, daß er die Talente seines Vaters geerbt und bald, wie Jener, eine ausgezeichnete Stellung in den Gerichtssälen einnehmen würde. Die kalten und zweifelnden Blicke vieler Clienten waren freundlich geworden. Gaston war sich bewußt, einen Eindruck gemacht zu haben. Noch mehr, er fühlte seine Kräfte wachsen in der steten Uebung, in welcher er sie zu erhalten hatte.

Er ward inne, daß er mehr Talent besäße, als er sich selbst zugetraut.

Es ist eine glückliche Periode in dem Leben eines jungen Mannes, wann er sich zuerst des Sonnenscheins der öffentlichen Meinung zu erfreuen hat. Gaston fühlte nicht die Befriedigung von Eitelkeit, denn er besaß keine, aber das Bewußtsein der Kraft, welche in ihm wohnte, brauchte periodisch eine Stärkung, und diese erhielt er in vollem Maaße. Einzelne Geister, welche für die Ewigkeit zu schaffen vermeinen, mögen sich über die Meinung der Mitwelt hinaussetzen. Die es thun, sind entweder große Weise oder große Thoren. Aber kein Selbstvertrauen vermag denjenigen, dessen Wirksamkeit zunächst und, seltene Fälle ausgenommen, ausschließlich auf die Mitwelt angewiesen ist, über deren Gleichgültigkeit oder Geringschätzung zu beruhigen. Der Schauspieler bedarf der Acclamationen der Parterre, der Advocat der Anerkennung des Publicums der Gerichtssäle. Beide dürfen nicht von dem Urtheile der Zeitgenossen an das der Nachwelt apelliren.

Gaston war während jener Tage ein durchaus glücklicher Mann. Er war erfolgreich in der Außenwelt, sein Inneres war heiter und beseligend von seiner Liebe erfüllt. Eine Mittheilung, welche

er von seiner Mutter erhielt, brachte sein Wesen zuerst aus dem vollkommenen Gleichgewichte, in welchem er sich befand.

Frau Gaston war zum Besuche bei einer Freundin, als sie zuerst hörte, daß Miß Ellen Cummings sehr krank sei. Sie kannte die Familie der Cummings nur oberflächlich und begnügte sich damit, ihr herzliches Bedauern über den Unfall auszusprechen. Als sie nach ihrem Hause zurückkam, fand sie eine bekannte Dame, die auch anfing, über die Krankheit der Miß Cummings zu reden. Dieses Mal aber wurde der Name von Richard Warrick mit der Nachricht verflochten. Die Berichterstatterin wußte zwar keine Details anzugeben, nur so viel verlautete sich, daß der junge Warrick auf eine Art oder auf die andere an der Krankheit des jungen Mädchens die Schuld trage und daß er, um der Verantwortlichkeit für sein strafbares Benehmen zu entgehen, die Stadt verlassen habe.

An demselben Tage empfing Frau Gaston noch zwei andere Besuche. Der erste, ein alter Herr, welcher von seinen Zinsen lebte, verwendete den größeren Theil seiner Zeit auf Besuche bei alten Bekannten. Er war innerhalb eines gewissen Circels mit Allem, was in Neu-York vorging, genau bekannt. Sonderbar genug, nach den gewöhnlichen

Begrüßungen, ging er sogleich auf das Thema über, von dem Frau Gaston bereits zwei Mal im Laufe des Tages gehört hatte, und welches sie nachgerade zu beunruhigen anfing. „Die ganze Stadt," sagte er, „sei von dem niederträchtigen Benehmen Richard Warrick's voll. Miß Cummings hätte schon vor einiger Zeit einem jungen würdigen Manne — er dürfte seinen Namen nennen, da Jeder von der Angelegenheit wisse, es wäre Doctor Brown — ein Eheversprechen gegeben. Ihre Familie wäre mit der Entschließung vollkommen einverstanden gewesen. Natürlich wäre das Verhältniß noch ein Familiengeheimniß geblieben. Auf ein Mal wäre Doctor Brown sehr krank geworden. Es war mehr eine Gemüthskrankheit als ein körperliches Uebel. Kurze Zeit darauf erkrankt Miß Cummings, und zwar auf eine plötzliche, befremdende Weise. Sie hatte eben einen Besuch von Richard Warrick empfangen. Bald, nachdem er sich entfernt hatte, trat eine der Schwestern in's Zimmer. Miß Cummings lag auf einem Stuhle, sprachlos, in schrecklichen Krämpfen. Als sie zu sich kam, redete sie irre, verfiel in ein heftiges Fieber, in dem sie seit jener Zeit, zwischen Tod und Leben schwebend, verharre. Als die Familie aus ihrer Todesangst zu sich gekommen und sich

besonnen, daß Richard Warrick am besten im Stand sein könne, über das Vorgefallene Auskunft zu geben, war dieser schon aus der Stadt entwichen. Man sagte, er hätte ein wunderschönes, junges Mädchen, eine Waise entführt. Darauf hatte man sich an Doctor Brown um Aufschluß wenden wollen, mußte aber einige Tage warten, bis er im Stande war, das zu verstehen, was man von ihm wollte. Statt aller Antwort hätte er einen Brief vorgezeigt, den er von Miß Cummings erhalten. Diese schrieb ihm, daß ihr bisheriges Verhältniß aufgelöst werden müsse, daß sie nicht ihn, sondern Warrick liebe, mit dem sie sich bereits versprochen. Das erklärte Doctor Brown's Gemüthskrankheit. Ueber die Ursache von Miß Cummings Zustand brauche man denn auch nicht länger in Ungewißheit zu schweben. Warrick hatte unzweifelhaft das unglückliche Mädchen davon benachrichtigt, daß er sich getäuscht und sich entschlossen, ein anderes Mädchen zu ehelichen oder zu entführen, wie er es denn seitdem gethan haben soll."

Kaum, daß der Herr, der diese Neuigkeit umständlich genug erzählt hatte, sich entfernte, so ließ sich eine alte Dame anmelden. Sie war eine gute Frau. Gefühl für ihre Mitmenschen, die Grundlage aller anderen Tugenden, schien in der

That die Wurzel ihres geistigen Seins zu bilden. Die Sprossen, welche ihr edler Stamm trieb, erstreckten sich auf weit und breit über die große Stadt Neu-York, ja selbst meilenweit über das Stadtgebiet hinaus. Sie fühlte nicht allein für ihre Mitmenschen, sie half ihnen. Zwar nicht mit Gold und Silber, dem erbärmlichen Droß, welches auch ein Narr und ein Böswicht in Hülle und Fülle besitzen mag, nein, mit etwas Edlerem, mit ihrem Rath, ihren Sympathien, mit der edlen Verachtung, welche sie Jedermann für alles Niedrige und Schlechte einzuflößen suchte. In der That war diese Frau, in Folge ihrer Herzensgüte und Tugend in einem Zustande immerwährender Indignation. Keine Uebelthat ward begangen, die nicht sie zunächst und zumeist empörte. Noch war dieses Gefühl unfruchtbar bei ihr. Es wurde in dem unermeßlichen Circel ihrer Bekannten, zu welchem sie in dem Verhältniß stand, den das Herz zum menschlichen Körper einnimmt, verbreitet. Sie verschloß den Strom, der in ihr quoll, nicht selbstisch in ihrem eigenen Wesen, sondern er floß belebend und erquickend durch die menschliche Gesellschaft und kehrte nur zu seiner Urheberin zurück, um von ihr mit gleicher oder vermehrter Schnellkraft zu neuem Kreislaufe abgestoßen zu werden.

Dieses nützliche Mitglied der Gesellschaft der Stadt Neu-York wußte sich zunächst denen furchtbar zu machen, welchen die Gesetze, die Richter und die Jury ihres Landes keine Furcht einzuflößen im Stande waren. Unnatürliche Eltern und Kinder, ungetreue Ehemänner und Ehefrauen, junge Mädchen, welche mit den Herzen junger Männer umgehen, wie mit den goldenen Herzen, mit denen sie sich an einem Tage schmücken, um sie am nächsten Tage bei Seite zu werfen oder zu vertauschen, junge Männer, welche die Herzen junger und alter Mädchen brechen, solche, welche nach Geld heirathen, solche, welche sich in jede Schürze verlieben, ohne auf reelle Eigenschaften Rücksicht zu nehmen, Verführer, Trinker, Spieler, Frauen, welche das Vermögen ihres Mannes auf dem Rücken tragen, Andere, welche sich ihrer erwachsenen Töchter schämen, weil sie das Alter der Urheberinnen ihrer Existenz verrathen, Andere, welche ihre Kinder aus närrischer Liebe überschätzen, Undankbare, Hoffärtige, Verschwender, Geizige, Pietisten und Atheisten, Alle, welchen Standes, Alters und Geschlechts sie auch sein mochten, unterlagen dem Urtheilsspruche dieser würdigen Pflegerin der Gerechtigkeit. Die Execution folgte dem Urtheile auf den Fuß. Kein Ansehen der Person schützte vor den erniedrigendsten

Strafen, wovon manche der Honoratioren der Stadt Zeugniß ablegen konnten, welche auf höchst uncere-moniöse Weise vor den Pranger der Oeffentlichkeit gestellt wurden. Auch vermochte keine persönliche Bekanntschaft das Auge der Richterin zu Gunsten eines Schuldigen zu bestechen. Mit doppelter Strenge säuberte sie den Kreis, in dem sie sich bewegte, von jedem Unrath, mit geschärften Blicken überwachte sie diejenigen, welche ihrer Aufsicht speciell überantwor-tet zu sein schienen.

Es wird der Göttin der Gerechtigkeit nachge-sagt, daß sie blind sei. Es darf daher Niemanden verwundern, daß dieser würdige Apostel der Göttin nicht immer hellsehend war. Es traf sich manch-mal, daß vor ihrem Tribunale der Schuldige mit dem Unschuldigen verwechselt wurde, wobei sie sich freilich damit zu entschuldigen pflegte, daß dieser Fall auch jezuweilen bei göttlichen Strafgerichten sich zu ereignen pflege. Noch häufiger trat der Fall ein, daß eine Strafe verhängt ward, wenn überhaupt keine Sünde begangen war und daß die Verwechs-lung der Sache selbst und nicht bloß der Person galt. So zum Beispiel wurde ein alter Herr des schändlichsten Geizes gegen seinen nothleidenden Neffen beschuldigt und den eifrigen Anstrengungen der guten Frau, von der wir reden, gelang es, zu bewirken,

daß er in großer Verachtung gehalten, lebte und starb. Bei seinem Tode stellte es sich heraus, daß er Nichts hinterließ und so geringe Mittel besessen, daß er nur im Stande gewesen, sein Leben auf's Aermlichste bis zu seinem Todestage zu fristen. Bei dieser Entdeckung wandte sich die Entrüstung seiner Richterin zwar von seinem vermeinten Geize ab, aber doch dem Umstande mit doppelter Stärke zu, daß er aus leidiger Hoffahrt sie und die Welt über seine Vermögensumstände im Dunkel gehalten. Ein anderes Mal ward eine junge Wittwe, welche sich kürzlich in der Nachbarschaft unserer Freundin niedergelassen, beschuldigt, nächtliche Besuche von einem Herrn von mittlerem Alter empfangen zu haben. Die Sache unterlag gar keinem Zweifel, denn ihre Richterin hatte mit eigenen Augen den Mann wiederholendlich spät Abends in ihre Behausung treten und früh Morgens sich daraus entfernen sehen. Es geschah daher anscheinend der jungen Wittwe gar kein Unrecht, als eine große Anzahl verheiratheter und unverheiratheter Damen, denen sie bei vielen Gelegenheiten als ein Schandfleck ihres Geschlechts genannt und gezeigt wurde, die Gelegenheit wahrnahmen, bei ihrem Vorübergehen durch Nasenrümpfen, wegwerfende Blicke, ja einige der tugendhaftesten unter ihnen, durch noch

handgreiflichere Geberden, durch Ausspucken u. s. w. ihre Entrüstung zu bezeugen, welche vielleicht nicht dadurch vermindert wurde, daß die junge Frau von auffallender Schönheit war. Im Laufe der Zeit stellte es sich freilich heraus, daß die junge Wittwe gar keine Wittwe und daß der besprochene Mann, gegen den auch ein Theil, obgleich ein geringerer, des tugendhaftesten Entsetzens an den Tag gelegt worden, Niemand anders, als ihr Ehegemahl sei. Aber welches Recht hatte diese, deren Ehre so nahe getreten war, Trauer anzulegen, ohne wissen zu lassen, daß diese nicht ihrem verstorbenen Manne, sondern ihrem verstorbenen Vater gälte. Wenn solche Mißverständnisse vorfielen, so entschlüpfte diejenige, deren Eifer in einer guten Sache sie so arg irregeführt hatte, und welche wiederum Andere irre führte, den Folgen, welche manche Leute in gleichen Lagen einzuholen pflegen. Ihr Alter und ihr Geschlecht sicherte sie vor den Zurechtweisungen, wobei manchmal der Rücken und andere mehr oder minder edle Theile der Körper dieser selbstconstituirten Richter der Schwächen und Fehler ihrer Mitmenschen, von der leidenschaftlichen Hitze dieser oder ihrer Freunde und Verwandten Zeugniß ablegen. Ihr unbedeutendes Vermögen schützte sie auch gegen die Habsucht und die Rachbegierde derer, denen durch

einen unschuldigen Zufall ihre Ehre abgeschnitten worden und die nichts Eligeres zu thun haben, als sich mit Hilfe der Gerichte und der Advocaten zu bereichern und jene, obgleich irregeführten, doch wohlmeinenden Censoren der Welt zum Danke für ihren aufopfernden Eifer um das allgemeine Wohl zu blutenden Märtyrern zu machen.

Zwei Stunden, nachdem Miß Cummings in jener merkwürdigen Zusammenkunft mit Richard Warrick von einem Starrkrampf befallen worden, war die Kunde davon zu Ohren dieser braven Frau gekommen. Man hörte sie gleich bemerken, daß der Starrkrampf nicht mit rechten Dingen an das junge Mädchen gekommen sein könne, ein Ausspruch, dessen Weisheit von späteren Aufschlüssen triumphirend bestätigt wurde. Unglücklicherweise war sie mit der Familie Cummings nicht persönlich bekannt, dennoch ließ es sich ihre Menschenfreundlichkeit nicht nehmen, am selben Tage im Hause vorzusprechen, der Dienerschaft ihre Adresse zu hinterlassen und sich auf's Angelegentlichste nach dem Befinden der jungen Dame zu erkundigen. Am Morgen des nächsten Tages erschien sie zum zweiten Male in dem Hause. Jetzt bestand sie darauf, eine persönliche Zusammenkunft mit der Mutter der Kranken zu haben. Ihre Beharrlichkeit überwand die Scheu

der Tiefbetrübten, jetzt Jemanden, der ihr fremd war, zu begegnen. Frau Cummings war eine der Damen, denen es nicht wohl thut, ihre Gefühle, welcher Art sie auch seien, bei sich zu behalten. Sie hatte einen großen Abscheu vor dem, was die Welt Familiengeheimnisse nennt und suchte Dinge, welche allerdings diesen Namen verdienen, bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit an ein geneigtes Ohr zu bringen. Unter der erwärmenden Behandlung der vielerfahrenen Besucherin fing die schwer getroffene Mutter, welcher der Schreck selbst das Vermögen zu Weinen benommen hatte, an aufzuthauen. Sie ergoß sich erst in einen Strom von Thränen, dann in einen Strom von Worten, welcher alsobald einem andern Strome etwas vollerer und reißenderer Art begegnete. Die Fremde wurde eingeladen, die kranke Tochter zu sehen und blieb stundenlang neben dem Lager des armen, wirrredenden Mädchens sitzen. Während der Zeit, daß ihr Mund ruhte, blieb ihr Geist nicht unbeschäftigt. Die Familie Cummings wußte sich keine Ursache der plötzlichen Krankheit der Tochter des Hauses zu denken. Niemanden fiel es ein, den Besuch Richard Warricks, welchen man bloß als einen gewöhnlichen Bekannten des Hauses ansah, damit in Verbindung zu bringen. Es war der

neuen Freundin der Familie vorbehalten, am Nachmittage des folgenden Tages, als sie sich wieder im Krankenzimmer eingefunden hatte, zu einer Ideenverbindung zu gelangen, welche es ihr wahrscheinlich machte, daß der junge Herr, welcher Miß Ellen besucht habe, durch unvorsichtige Mittheilung von etwas Unangenehmem oder auf irgend eine andere Art die Schuld an ihrer Krankheit trage. Diese Vermuthung wurde sogleich der Familie mitgetheilt. Sie fand Anklang. Man beschloß, daß Jemand mit Richard Warrick reden solle, aber der Vater des Mädchens war zu aufgeregt, die Mutter war zu niedergeschlagen. Dieser Verlegenheit wurde dadurch ein Ende gemacht, daß die neue Freundin es freiwillig übernahm, den jungen Mann aufzusuchen und ihn zu Rede zu stellen. Sie ging nach Warrick's Hause, nur um zu hören, daß er vor einigen Stunden verreist sei. Bei einer Dame, welche so oft mit den Schlechtigkeiten dieser Welt verkehrte, konnte selbst ein so geringfügiger Umstand, als die Reise eines Geschäftsmannes ist, nicht verfehlen, zu vielen verdächtigenden Folgerungen zu führen. Die kluge Frau war bald davon benachrichtigt, wohin er ging, wer ihn begleitete. Sie beschloß auf eigene Verantwortlichkeit, den ihr unbekannten Doctor Brown, von dessen Verhältniß zu Miß Cum-

mings sie gehört, gleichfalls heimzusuchen. Sie fand ihn schwer erkrankt. Jetzt ward ihre Aufmerksamkeit und Pflege zwischen den Krankenzimmern der beiden jungen Leute getheilt. Nach zwei Tagen gelang es ihr, den jungen Doctor zur Besinnung und zur Auslieferung des Briefes zu bringen, in welchem ihm Ellen Cummings ihre Liebe zu Warrick gestand. Er wurde im Triumph nach Frau Cummings gebracht und eine halbe Stunde später fing die Erzählung von Warrick's Schlechtigkeit und seiner Entführung eines jungen Mädchens an, durch die verschiedenartigsten Canäle zu den Ohren der guten Leute von Neu-York zu gelangen.

Eine Crisis in dem Krankheitszustande des unglücklichen Mädchens war eingetreten. Sie gelangte zur Besinnung und zur vollen Erinnerung dessen, was vorgefallen. Sie erzählte umständlich von der Beichte Richard Warricks. Seine Erwähnung der Liebe zu seiner jungen Verwandten blieb auch nicht geheim. „Und mit diesem jungen Frauenzimmer ist er jetzt durchgegangen," setzte die kluge Frau hinzu.

Sie hatte sich nach Sara Gordon erkundigt, hatte gehört, daß Frau Gaston eine genaue Bekannte von dieser sei, hatte sich erinnert, daß sie einmal auf einer dritten Stelle der Frau Gaston begegnet war, und war jetzt zu ihr geeilt, theils

um neue Materialien für ihren wißbegierigen Geist zu sammeln, theils um ihre Indignation in den verschiedenartigsten Cascaden sprudeln zu lassen.

Kaum, daß sie nach längerem Verweilen Gastons Mutter verlassen hatte, als diese sich aufmachte, der Frau Cummings einen Besuch abzustatten. In der Unterredung, welche zwischen den beiden Frauen Statt fand, sah sie ihre ärgsten Vermuthungen bestätigt.

Frau Gaston sah es jetzt als ihre Pflicht an, das, was sie in Erfahrung gebracht hatte, ihrem Sohne mitzutheilen.

„So viel stellt sich heraus," sagte dieser, nachdem er ihre Erzählung angehört hatte, „daß Richard Warrick ein Schurke ist."

„Was soll man von seiner Erzählung in Bezug auf seine Neigung zu einer jungen Verwandten, die Niemand anders als Sara sein kann, und von der Erwiederung seiner Neigung sagen?"

„Daß Alles erlogen ist," sagte Gaston ruhig, „zu welchem Zwecke kann ich freilich nicht errathen."

„Und was sollen wir jetzt thun?"

Darüber wurde ernstlich Rath gepflogen. Beide stimmten in der Meinung überein, daß Sara's Sicherheit nicht gefährdet sei. Man könne sie kühn dem Schutze ihres eigenen durchgebildeten Charakters

anvertrauen. Ueberdem wache die treue Magd über ihr Wohlergehen. John Warrick — auch in diesem Puncte herrschte bei ihnen keine Meinungsverschiedenheit — den sie wahrscheinlich längst eingeholt, sei ein Ehrenmann. In einigen Tagen werde Sara wahrscheinlich in Neu-York wieder eintreffen. Der Frau Gaston wurde es überlassen, der Frau Cummings und Andern, bei welchen die bösen Gerüchte Eingang gefunden, auseinder zu setzen, wie Richard seine Cousine bloß nach seinem Vater, ihrem Vormund, der sie zu sehen wünsche, geleitet habe und so den im Umlauf gesetzten Verläumdungen zu widersprechen.

Mit einem schweren Herzen, obgleich mit anscheinender Ruhe, ging Gaston wieder an seine Beschäftigungen. Die meisten Briefe von Sara meldeten, daß sie John Warrick noch nicht angetroffen habe und weiter westlich reise, aber sie waren in einem heitern, glücklichen Tone geschrieben und so voll inniger Liebe zu Gaston, daß sein Herz leicht wurde.

Der letzte Brief zeigte ihm an, daß Sara auf dem Dampfboot Parana nach Louisville fahren werde. Einige Tage später meldeten die Neu-Yorker Blätter den Unglücksfall, welchen das Boot

betroffen, mit dem Zusatze jedoch, daß alle Passagiere der Damencajüte gerettet wären.

An den beiden folgenden Tagen war der angesetzte Termin für die wichtigsten Processe, welche Gaston übergeben worden. Es war zu spät, einen andern Advocaten in den Fall einzuweihen und die strengen Regeln der americanischen Gerichte ließen keinen Aufschub zu. Unter solchen Umständen durfte sich Gaston nicht aus der Stadt entfernen, das sagte ihm sein Pflichtgefühl. Sein Verstand verhehlte ihm auch nicht, daß seine augenblickliche Abreise, da Sara's Rettung gewiß war, nicht nothwendig sei. Trotz aller Mühe, welche er sich zu beruhigen, aufwandte, war der Kampf zwischen Pflicht und Neigung, den er in seinem Innern ausfocht, der schwerste, den er bisher durchgekämpft hatte. Die Pflicht siegte. Er erschien in den Gerichten, ruhig und besonnen und führte mit Kälte und Geistesgegenwart seine Processe zu Ende. Aber mehr wollte er nicht thun. Einem berühmten Advocaten übergab er alle unerledigten Geschäfte — bei Weitem den größten Theil derer, welche ihm übertragen worden — und am dritten Tage nach Empfang der Nachricht von der Explosion des Parana, stand er reisefertig vor seiner Mutter.

Gerade in diesem Momente empfing er den von Sara in Indianopolis geschriebenen Brief. Mutter und Sohn waren von dessen Inhalt wie betäubt. Beide redeten kein Wort. Gaston schloß seine Mutter noch ein Mal stumm in seine Arme und entfernte sich eilig. Sie versuchte nicht, ihn zurück zu halten.

Was Geld zur Beschleunigung der Reise thun konnte, wurde gethan. Ein Extrazug brachte Gaston auf der Eisenbahn bis nach Cumberland. Früh Morgens in Louisville angekommen, begab er sich auf ein Dampfboot, welches erst — es war jetzt Morgen — des Abends abfahren sollte. Eine bedeutende Summe, welche Gaston dem Capitän bot, bewegte diesen, gleich die Fahrt anzutreten. Es waren nur wenige Passagiere auf dem Boote und unter ihnen Einer, der sich bei Gaston's Erscheinen verfärbte, sich sogleich in sein Cabinet zurück, und während der ganzen Reise, Krankheit vorschützend, nicht sichtbar wurde. Gaston hatte ihn nicht bemerkt.

Viertes Kapitel.

Richard Warrick und sein Wirth saßen einander gegenüber in einem der kleinen Zimmer des Blockhauses.

„Ich habe eine Reise von Neu-York nach dem Westen unternommen," sagte Richard, „lediglich in der Absicht, den alten Freund meines Vaters aufzusuchen."

„Ihr kommt vielleicht im Auftrage Eures Vaters?"

„In meiner eigenen Angelegenheit," sagte Richard, „und in derjenigen, welche mir am nächsten am Herzen liegt. Darf ich Euch gleich im ersten Augenblicke unseres Begegnens den Zweck meiner Reise zu erkennen geben? Mein Herz drängt mich dazu."

„Sprecht ohne Umstände," versetzte Paul.

„Eure Tochter Sara und ich sind seit den Kinderjahren mit einander aufgewachsen. Ihr habt sie, seitdem sie ein Kind war, nicht gesehen. Sie ist die Schönste, die Liebenswertheste, die Beste ihres Geschlechtes. Seit meiner frühen Jugend fesselte mich die Neigung eines Bruders an meine nahe Verwandte, als ich aufwuchs und zum Manne wurde, ging das Gefühl in Liebe über. Ich wußte nicht anders, als daß Sara Gordon eine Waise sei, bei der mein Vater aus verwandtschaftlicher Zuneigung des Vaters Stelle verträte. Ich gestand ihr meine Liebe und empfing von ihr das Geständniß, daß meine Neigung erwiedert werde."

Richard schwieg still aber Paul unterbrach ihn nicht.

„Ich leitete häufig das Gespräch bei meinem Vater auf Eure Tochter. Da erzählte er mir einst unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß Ihr noch am Leben wäret. Er glaubte, dem Willen des Vaters Genüge geleistet zu haben, indem er die Tochter bei dem Glauben ließ, sie sei eine Waise. Er wollte es Jenem selbst überlassen, zur geeigneten Zeit hervorzutreten und sich als den Urheber ihres Daseins zu erkennen zu geben."

„Daran hat Euer Vater weise gehandelt."

„Jetzt," sagte Richard, „will ich es Euch anheimstellen, ob nicht die rechte Zeit gekommen sei, Eurer Tochter den Vater zu schenken. Ich kenne die Gründe, welche Euch zur Verheimlichung eines Namens, Standes und Eurer Verhältnisse bewegen, nicht. Müßt Ihr sie länger Eurer Tochter zum Geheimniß machen, so handelt nach Eurem eigenen Ermessen. Ich aber habe erfahren, wer Ihr seid. Meine Ehre und mein Rechtsgefühl erlauben mir nicht, die Tochter ohne Zustimmung des Vaters als meine Gattin heim zu führen."

„Habt Ihr," sagte Paul, „die Zustimmung Eures Vaters zu dieser Ehe bereits erhalten?"

„Nein, noch habe ich sie nicht nachgesucht."

„Und warum nicht?"

„Eine Ursache war, daß ich es am passendsten hielt, erst die Eure einzuholen. Auch die Andere," fuhr Richard nach kurzem Besinnen fort, „will ich Euch nicht verschweigen. Mein Vater ist ein Mann der Welt, nicht eigennützig für sich, aber für mich, der selbst eine Ehe aus Neigung geschlossen hat, und wünscht, daß ich dasselbe thäte, nichts desto weniger aber hofft, daß meine Liebe auf ein Mädchen falle, welches neben vielen liebenswerthen Eigenschaften auch viel Geld besitzt. Ihr wißt, daß mein Vater, zur Zeit, als Ihr ihn kanntet,

ein bedeutendes Vermögen besaß, welches sich durch eine erfolgreiche Praxis und glückliche Speculationen noch vermehrt hat. Der Besitz so vieler Güter überhebt gewiß seinen einzigen Sohn der Nothwendigkeit, ja sollte ihn des Wunsches überheben, durch eine Heirath ein ohnehin großes Vermögen zu vermehren. Aber der Besitzer von vielem Gelde wird leicht ein Verehrer desselben. Wenn ich meinem Vater die Eröffnung mache, daß ich Eure Tochter liebe, wünsche ich zu gleicher Zeit den Ernst meiner Neigung durch die Vorsorge zu erweisen, welche ich angewendet, um mir Eure Einwilligung im Voraus zu sichern. Sonst dürfte mein Vater leicht gesonnen sein, unter dem Vorwande, an Euch zu schreiben oder Euch zu sehen, die Erfüllung meiner Wünsche zu verzögern, vielleicht in der Hoffnung, sie ganz zu vereiteln. Aber verkennt meinen Vater nicht durch das, was ich von ihm sage. Er liebt Geld, aber ist kein Sclave desselben. Das Glück seines Sohnes würde jede andere Rücksicht bei ihm besiegen. Seine Liebe zu Sara ist zärtlich und aufrichtig. Ich weiß, daß ich den Segen meines Vaters zur Verbindung mit Eurer Tochter erhalten werde, wenn ich ihn überzeuge, daß ich mich erst Eurer Einwilligung versichert habe."

Paul versprach seinem Gaste am kommenden Morgen eine Antwort. Sie sprachen während des Abends viel mit einander und Richard bemühte sich, auf seinen künftigen Schwiegervater einen guten Eindruck zu machen. Wirklich hatte er dessen Charakter gut errathen. In allen seinen Bemerkungen erschien er dem alten Jäger einfach, bescheiden, natürlich und durchaus aufrichtig. Richard hatte oft Männer von weit größerer Welterfahrung und durch weit mehr Mißtrauen vor Betrug geschützt, über seinen wahren Charakter irre geführt. Er gab sich keine Mühe, gut zu scheinen. Er konnte natürlich scheinen, ohne sich Mühe zu geben. Die Leute, welche ihn kannten, würden ihm eine gute That sehr hoch angerechnet haben, weil er sich nicht den Anschein eines tugendhaften Mannes gab und aus derselben Ursache ihm eine schlechte Handlung als jugendliche Unbesonnenheit, als Leichtsinn bemäntelt haben. Richard wußte, daß man keine großen Ansprüche an diejenigen macht, welche selbst keine Ansprüche machen. Verschiedene Leute hatten über seinen Charakter verschiedene Vorstellungen, aber gleich seinem Vater war es ihm gelungen, von einer gefährlichen Anschuldigung ganz frei zu bleiben: Niemand nannte ihn einen Heuchler.

Als er sich des Abends zur Ruhe legte, war er sich bewußt, einen guten Eindruck auf seinen Wirth hinterlassen zu haben. Dieser hatte ihm einen der kleinen Räume zum Schlafen angewiesen.

Paul Gordon blieb noch eine Zeit lang, nachdem sein Gast sich zurückgezogen, in seinem Sanctum, denkend und schreibend, sitzen. Der Antrag Warricks entsprach seinen Wünschen. Er setzte kein Mißtrauen in dem, was dieser ihm erzählt hatte. Es kam ihm natürlich genug vor, daß Richard seinen eigenen Vater als reich, das Mädchen, welches er liebte, als arm ansah. Daß er diese, trotz ihrer anscheinenden Armuth zu heirathen gedachte, schien ihrem Vater eine Bürgschaft für eine aufrichtige Neigung zu sein.

Dazu kam, daß Paul froh war, einer lästigen Sorge enthoben zu werden. Die Verheirathung seiner Tochter, welche er bei ihrem jetzigen Alter, sich oft, als nahe bevorstehend, gedacht hatte, würde ihn mit der Außenwelt, welche er so gerne vermied, in peinliche Berührungen gebracht haben. Er fürchtete sich vor dem Wiedersehen seines Kindes, vor Erklärungen gegen sie oder den künftigen Schwiegersohn, vor der Auseinandersetzung seiner Vermögensverhältnisse mit John Warrick. All' dieses war jetzt überflüssig geworden; der Letztere

würde die ganze Mühe übernehmen. Und im Grunde mußte Paul den Sohn seines Jugendfreundes, welcher mit seiner Tochter auferwachsen war, als den passendsten Gatten für diese betrachten. Wie glücklich hatte es sich getroffen, daß gerade Richard Warrick die Neigung seiner Tochter fesselte.

Wäre auch seine Vermuthung wahr, daß ein Theil seines Vermögens in den Händen John Warrick's geschmolzen sei, was thäte es jetzt? Sara war noch immer ungemein reich. Es war in der That mehr seines künftigen Schwiegersohnes, als seiner selbst wegen, daß Paul in der letzten Zeit sich entschlossen hatte, sich über das Dasein seiner Gelder Gewißheit zu verschaffen.

Zum zweiten Mal innerhalb weniger Stunden setzte sich jetzt Paul hin, um an John Warrick zu schreiben. Er bezog sich kurz auf seinen ersten Brief, erwähnte des Antrages seines Sohnes und gab seine Einwilligung zur Vermählung Richard's mit seiner Tochter, falls diese ihn wirklich liebe und von John Warricks Seite kein Hinderniß gegen die Ehe Statt finde. Natürlich, schrieb er weiter, wäre es überflüssig, sich in dem Falle mit jemand Anderem als mit seinem Sohne, über das deponirte Geld zu berechnen, da es als Mitgabe für seine

Tochter bestimmt sei. Weiter bat er, seine Tochter vorläufig bei dem Glauben zu lassen, als habe sie keinen Vater. Die Zeit würde schon kommen, wann er sich ihr zu erkennen geben würde.

Als Richard am nächsten Morgen sichtbar wurde, ging Paul schon vor dem Hause auf und ab. Dieser gab Richard den Brief an seinen Vater zur Beförderung, ihm bloß mittheilend, daß er seine Einwilligung zur Heirath enthielte. Richard schien von Dankbarkeit und Freude erfüllt zu sein; wirklich war die letztere nicht erkünstelt. Er verweilte mit seinem künftigen Schwiegervater noch einige Stunden und machte sich dann auf den Weg nach St. Louis, Paul versprechend, ihn noch ein Mal vor seiner Abreise zu besuchen.

Richard, welcher sein Pferd auf einer Farm unweit der Insel hatte stehen lassen, ritt jetzt die breite Heerstraße entlang, welche nach St. Louis führte. Nach zwei Stunden hatte er zwölf Meilen zurückgelegt und verließ jetzt den Hauptweg. Er bog links in einen schmalen Waldweg ein, welcher nach einer andern Heerstraße führte, die St. Louis mit St. Charles verbindet. Vor einem im einfachsten Styl von Backsteinen erbauten einstöckigen Gebäude, welches nahe an jenem Wege stand, waren mehr als hundert mit Herren- und Damen-

sätteln umgürtete Pferde an den hohen Waldbäumen angebunden. Auch einige ein- und zweispännige Wagen hielten unweit des Gebäudes. Richard band auch sein Pferd an und trat in's Haus.

Es war Sonntag Morgen. Das Haus — es war ein Gotteshaus — war von den in der Nachbarschaft wohnenden Farmern und ihren Familien angefüllt. Alle waren städtisch gekleidet. Manchen der Männer konnte man es ansehen, daß ihnen die stramme Sonntagstracht nicht behaglich saß, daß sie nicht tief eingeweiht waren in die Mysterien des Halstuchbindens und des Handschuhtragens. Nicht so mit den Frauen. Sie waren mehr oder minder einfach gekleidet. Seidene Kleider rauschten neben bescheidenem Cattun, ächte Spitzen machten sich breit neben einfachen Tüllkragen. Aber Jede trug das Ihre mit Anstand und Grazie. Der Sonntagsputz war zum mindesten allen Frauen gerecht.

Die Kirche zu Fee-Fee war durch freiwillige Beiträge der benachbarten Farmer erbaut, welche vielen verschiedenen protestantischen Secten angehörten. Den Gottesdienst versahen verschiedene Prediger, welche theils aus den benachbarten Städten kamen, theils waren es jene reisenden Geistlichen, welche in dem Dienste verschiedener Kirchen, es sich

zur Aufgabe machen, in regelmäßig abgelegenen Bezirken die verschiedenen Theile des Landes, ihre Amtspflichten ausübend, zu besuchen. Der Baptist ließ sich nicht abhalten, dem Gottesdienste beizuwohnen, weil ihn ein Methodistenprediger leitete und der Methodist besuchte die Kirche auch dann, wenn ein presbyterianischer Geistlicher in derselben redete.

Die Mitglieder des geistlichen Standes in America stehen auf sehr verschiedenen Stufen der Bildung und genießen die Achtung der Welt in sehr verschiedenem Maaße. Manche der protestantischen Kirchen stellen an diejenigen, welche sich ihrem Dienste widmen, strenge aber gerechte Anforderungen. Sie verlangen, daß die Lehrer des Volkes selbst gelehrt sein sollen. Sie fordern von denen, deren Wirksamkeit sich über alle Classen der Gesellschaft ausdehnen soll, nicht allein einen moralischen Lebenswandel, sondern auch die Beobachtung der feinen Sitte und des strengen Anstandes, welche ihnen den Zutritt zu denen und die Einwirkung auf solche möglich macht, die nicht allein moralisch, sondern auch gebildet sind. Andere Kirchen verlangen von ihren Seelsorgern nichts als inneren Beruf, innere Befähigung. Da dem Menschen aber nicht die Macht gegeben ist, in dem Inneren seiner Neben-

menschen zu lesen, so beruht die äußere Erkenntniß jener Eigenschaft hauptsächlich auf einem äußeren Bekenntniß, welches leicht abzulegen ist. Es muß oft dahingestellt bleiben, ob der auf solche Befähigungen hin ordinirte Prediger nicht verstanden hat, die Welt über sein Inneres zu täuschen, es muß oft zugegeben werden, daß er jedenfalls sich selbst auf die kläglichste Weise irre zu führen gewußt hat. Die gebildeten Menschen fällen gewöhnlich das einstimmige Urtheil über sie, daß, sei ihr Wille, ihre Absicht noch so gut, sie der äußeren und inneren Mittel entbehren, um sich denen nützlich zu erweisen, welche eine höhere Stufe der Intelligenz einnehmen.

Bevor die Apostel, welche ungelehrte Männer waren, ihren Beruf erfüllten, wurden ihnen durch ein Wunder des Himmels die Kenntnisse und das Vermögen zu Theil, welche zu ihrer großen Sendung nöthig waren. Bis ein gleiches Mirakel sich in der Welt wiederholen sollte, wird es für die geistlichen Lehren der Menschheit zweckmäßig sein, auf dem gewöhnlichen und natürlichen Wege sich die Befähigungen zur Ausübung ihres Berufs zu erwerben.

Es wäre schwer, zu zeigen, daß ein gelehrter Mann einen guten Seelsorger abgeben müsse, aber viel leichter zu erweisen, wie ein Seelsorger nie

ungelehrt sein dürfe. Jedenfalls wäre es nicht mühsam, darzuthun, wie in dem wilden Boden eines verwahrlost liegenden Geistes das Unkraut viel tiefere Wurzel fassen kann, als in dem wohlangebauten Grunde des gebildeten Geistes, wie selbst die strenge Arbeit, welche zur Cultur des Innern erfordert wird, den Charakter stärkt und hebt, und wie der menschliche Geist, der zu einer höheren Atmosphäre emporgestiegen ist, vielen Versuchungen, welche nur in einer niedern heimisch sind, entgeht.

Die Religionslehre findet in America unter ihren ungebildeten Lehrern ihre ärgsten Widersacher. Falsche Argumente führen diese manchmal zu einem richtigen Schluß, richtige Argumente manchmal zu einem falschen Schluß. Selbst dienen sie dem gebildeten Ungläubigen zum Spott, während der gebildete Gläubige, vor Schaam erröthend, sieht, wie sie seinen Glauben zu Spott machen. Ihre Classe ist zahlreich und die schwarzen Schaafe, welche sich unter dies. Heerde einschleichen, stehen nicht allein im Verhältniß zu ihrer nummerischen Stärke, sondern auch zu ihrer geistigen Schwäche. Die übelberathenen Menschen, welche eine Lehre nach ihren Lehrern zu beurtheilen sich berechtigt halten, finden häufig die Gelegenheit, neben den sogenannten Dienern Gottes auch Sein Wort zu verhöhnen.

Der presbyterianische Prediger, welcher an dem vorhergehenden Sonntage in der Kirche gepredigt hatte, nahm die Gelegenheit wahr, seinen Zuhörern die Tröstlichkeit der calvinistischen Lehre von der Erwählung auseinander zu setzen. Seine Zuhörer entfernten sich mit dem wohlthuenden Zweifel im Herzen, ob nicht sie vielleicht zu der Zahl Jener gehörten, welche trotz aller eigenen Anstrengungen auf dem Pfade des Rechts zu bleiben, von dem unerbittlichen Geschicke geraden Wegs zur Hölle und Verdammniß getrieben würden. Ohne Zweifel hat diese Lehre eben so viel dazu beigetragen, die Menschen zur Liebe zu Gott, zur Tugend und Sittlichkeit anzuspornen, als diejenige, welche der universalistische Geistliche, der jetzt die Kanzel inne hatte, vortrug. Wie jener Prediger sie heilig versicherte, daß Viele von ihnen, trotz all ihrem Thun und Lassen, verdammt werden müßten, so vertraute ihnen dieser an, daß sie Alle trotz ihrem Thun und Lassen erlöst werden müßten.

Der Prediger war ein Mann in mittlern Jahren. Seine Rede floß einem seichten Bache gleich, rauschend und schnell. Wenn sie nicht den Geist voll machte, füllte sie doch das Ohr. Die Gesticulationen waren eifrig. Seine Hand traf öfter sein eigenes Herz, als seine Argumente die

Herzen seiner Zuhörer. Die Predigt war auch bilder- und farbenreich. Morgen- und Abendroth, das Grün des Feldes, das Blau des Himmels, Sonne, Mond und Sterne, Donner und Blitze machten oft ihre Erscheinung mit ungefähr dem Effect und der Naturtreue, mit der diese Dinge auf einem Theater dritten Ranges vorkommen. Nach einer Stunde neigte sich der Vortrag seinem Ende. Dann kam der Segen, das Gebet. Die Zuhörer erhoben sich, die Herren halfen den Damen, auf die Pferde zu steigen, schwangen sich selbst in die Sättel und bald verkündete nur eine Staubwolke, welche in der Ferne aufstieg, daß die Kinder des Staubes da gewesen.

Der einzige Mann, welcher außer dem Prediger in der Kirche geblieben, war Richard. „Es freute mich," sagte er zum Geistlichen, „daß wir die Abrede getroffen, uns gerade hier zu begegnen. Ich habe Eurer Predigt mit vielem Vergnügen zugehört. Eure Lehre findet meinen Beifall. Wenn ich mich je entschließen sollte, Mitglied einer Kirche zu werden, so soll die Eure den Vorzug genießen."

„Ich freue mich," sagte der Prediger mit vieler Salbung, „daß was vom Herzen kam, seinen Weg zum Herzen gefunden hat."

„Es ging gerade hinein," sagte Richard. „Nur erlaubt mir eine Frage. Warum soll ich mir die

Mühe geben, zu einer christlichen Kirche zu gehen, da ich ohnehin selig werden muß, und warum müht Ihr Euch in Eurem Berufe für das Wohl derer ab, welche auch ohne Eure Arbeit der ewigen Seligkeit theilhaft werden müssen."

„Wohl der ewigen Seligkeit," sagte der Prediger, „aber nicht der zeitlichen. Für diese müssen wir wirken. Die düstern Zweifel, die ängstigenden Sorgen für das zukünftige Leben, welche der Aberglaube erzeugt, bedrücken das Herz meiner Mitmenschen, verbittern ihnen den Genuß des Lebens, erschweren ihnen ihre Bemühungen um dasjenige, nach welchem es allein der Mühe werth ist, auf der Erde zu streben — nach dem irdischen Glück."

„Viele," sagte Richard lachend, „die in Eure Lehren nicht eingeweiht sind, möchten ein solches Bestreben unmoralisch nennen."

„Wohl nur solche, die nicht eingeweiht sind," erwiederte der Prediger. „Das Tugendhafte ist immer das Naturgemäße, das Naturgemäße ist uns zuträglich, beglückt uns. Wenn ich die Menschen auffordere, glücklich zu sein, so rufe ich sie damit auf, tugendhaft, das ist naturgemäß zu leben."

„Ah," sagte Richard, „viel Stoff zum Nachdenken, viel Weisheit scheint mir in den wenigen Worten verborgen zu liegen, werde auch nicht ver-

fehlen, ihnen zu gelegenerer Zeit tiefer nachzuforschen. Euer Saame glaube ich, ist bei mir auf einen wuchernden Boden gefallen. Ich bin Euch verpflichtet, und habe nach meinen schwachen Kräften versucht, meine Dankbarkeit gegen Euch an den Tag zu legen."

„Ihr seid mir ein edler Gönner gewesen," sagte der Prediger. „Erst drei Tage sind verflossen, seitdem Ihr mich aus dringender Noth mit Aufopferung Eurer Mittel, Eures Geldes, gerettet."

„Ich gab Euch nur wenig," sagte Richard, „weil mir meine Mittel nicht viel zu geben gestatten. Wie ich damals vermuthet habe, hat sich jetzt eine neue Gelegenheit dargeboten, meine Dankbarkeit gegen Euch thätlich zu beweisen. Die Frage ist nur, ob Ihr den Dienst übernehmen wollt, den ein freigebiger Mann mit hundert Dollars zu zahlen gedenkt."

„Hundert Dollars ist eine Summe, für welche ich irgend einen Dienst in meinen Kräften leisten würde. Sagt mir unbedenklich das Nähere. Ihr werdet in mir einen brauchbaren und dankbaren Mann finden."

„Ich traue Eurer Brauchbarkeit," sagte Richard, „von Dank wollen wir gar nicht reden. Der Dienst liegt innerhalb der Pflichten Eures Amtes.

Aber er ist nicht ganz gewöhnlicher Art. Er verlangt Tact, Gewandtheit und vor Allem einen Mann, der den Werth von hundert Dollar zu schätzen weiß. Denn ich sage Euch vorher, mißlingt Euch die Leistung, welche gefordert wird, so habt Ihr auf keinen Heller Ersatz für verlorne Zeit und Arbeit zu rechnen."

„Ich brauche das Geld," sagte der Prediger. „Ohne dessen Besitz wäre ich unglücklich und es ist naturgemäß und darum tugendhaft für mein Glück zu sorgen."

„Ihr redet sehr logisch. Zur Leistung dieses Dienstes wird gerade Jemand gebraucht, der auf der Erde für das irdische Glück sorgt und sich nicht frecher Weise in himmlische Angelegenheiten zu mischen sucht. Ich habe mich vergeblich unter den Geistlichen des Landes nach einem so verständigen Manne umgeblickt, bis ich Euch gefunden."

Der Prediger verbeugte sich.

„Ihr könnt zu jeder Stunde bereit sein?"

„Zu jeder."

„Dann erwarte ich Euch heute Nacht Schlag zwölf Uhr vor der Hauptthüre des Rathhauses zu St. Louis."

„Ihr werdet mich zu der Zeit dort treffen."

Fünftes Kapitel.

Richard spornte sein gutes Pferd und in zwei Stunden hatte er St. Louis erreicht. Trotz des ermüdenden Rittes während der heißen Mittagszeit suchte er nicht die Ruhe. Kaum war er abgestiegen, so beeilte er sich, nach dem Landungsplatze zu eilen, um zu sehen, ob das Dampfboot, auf welchem er seinen Vater erwartete, noch nicht angekommen. Die Hälfte der Mühe ward ihm erspart, denn schon bei dem Posthause der Chesnutstraße begegnete er John Warrick, der eben angelangt war. Auf der einen Seite des alten Posthauses ist ein schmaler Gang, in welchen Richard seinen Vater zog.

Der ältere Warrick sah blaß und zerstört aus, als wäre er der Bote einer Hiobspost, das Auge Richards leuchtete voll kecken Uebermuths über den guten Erfolg seiner Maaßregeln. Er sah seinen

Pfad klar vor sich, und die paar Hindernisse, welche vor ihm lagen, war er entschlossen, aus dem Wege zu treten.

„Mein Herr Vater," sagte Richard spöttisch, „hat wieder sein altes kleidendes Gesicht angezogen. Sie sehen in der That aus, wie ein Mann voll Weisheit, der seinen Weg aus einem Labyrinthe zu finden weiß, wie ein Mann voll Muth, der den gordischen Knoten mit seinem Schwerte zerhauen kann."

John Warrick erwiederte nur: „Du weißt nicht, wer in demselben Boote mit mir eintraf. Ich hielt mich versteckt, daß er mich nicht sah."

„Wer?"

„Randolph Gaston."

„Verflucht," sagte Richard, die Zähne aufeinander beißend. „Der Schurke hat seine übernommenen Verpflichtungen in Stich gelassen."

Niemand macht so schnell Gebrauch von harten Worten, als ein Wicht. Richard that's instinctmäßig. Seine Wuth war aber ungekünstelt. Seine Augen sprühten Feuer. Er war jetzt ein Dämon, aber Einer höheren Classe. Sein Grimm erhöhte nicht den Laut seiner Stimme, er machte keine Gesticulationen mit den Armen, aber seine Worte und Mienen waren nicht minder ausdrucksvoll.

„Du Hund willst jetzt bellen," sagte er, „warte, ich will Dich beißen. Du verliebter Seladon willst mir Richard Warrick in den Weg treten, ich werde auf Dich stampfen, bis der letzte Athemzug aus Deinem Körper fährt." Und nach einer Pause fuhr er fort: „Verflucht, daß er mir jetzt gerade kömmt. Nur ein paar Tage, nur zwei Tage später und er sollte mir willkommen gewesen sein."

John Warrick wagte nichts zu sagen. Mit schüchternen, ängstlichen Blicken sah er nur seinen Sohn bang und fragend an. Der Mann hatte sich jetzt so verändert, seine eigene Frau würde sich zu besinnen gehabt haben, um in dem ängstlich-feigen Auftreten, den kummervollen Zügen, der ungesunden Gesichtsfarbe, dem nachlässigen Anzuge des jetzigen John Warrick, die Aehnlichkeit mit dem elastischen Schritt, der selbstbewußten Miene, der offenen Stirne, dem milden, muthigen Blicke, dem blühenden Teint, dem netten geputzten Aeußern des John Warrick, wie er vor einem Monate war, wieder zu erkennen. Es mußte ein sehr schuldbeladenes Gewissen, große Feigheit, sehr viel Furcht, Sorgen und Branntwein, gänzlicher Mangel an Beschäftigung gewesen sein, welche den weiland stattlichen Mann zu seinem gegenwärtigen Zustand gebracht hatten.

„Wo ist er, wo wohnt er?“ fragte Richard.

„Ich weiß nicht,“ erwiederte der Vater, „nur daß er hier angekommen ist, ist sicher.“

„Beim Himmel, da kömmt er,“ rief Richard. Wirklich war Gaston von der Mainstraße in die Chesnutstraße eingebogen und kam jetzt die Straße herauf. Richard zog seinen Vater tiefer in den Gang zurück. „Ich will ihn jetzt gleich anreden,“ sagte er. „Sobald er hier vorbeipassirt ist, gehe ich ihm nach. Wenn wir uns so weit entfernt haben, daß er Sie nicht mehr erkennen kann, falls er zurückblickt, so gehen Sie schnell in die Mainstraße zurück, dann durch die Marktstraße in's National-Hotel; schreiben Sie einen falschen Namen in das Buch und verschließen Sie sich in Ihre Stube, bis ich Sie aufsuche.“

Gerade ging Gaston ihrem Verstecke vorbei. Richard wartete noch eine Minute, dann ging er ihm nach. Um seinem Vater eine Gelegenheit zu geben, unbemerkt zu entschlüpfen, folgte er ihm noch eine Weile, dann rief er ihn bei Namen.

„Herr Randolph Gaston,“ sagte er, „darf ich fragen, warum Sie aus Neu-York entwichen sind.“

Bei dem Tone der wohlbekannten Stimme hatte sich Gaston blitzschnell umgedreht, so, daß er Richard voll in's Auge faßte. „Ich habe nur eine

Antwort auf Ihre Rede," sagte er, „Sie sind erkannt. Ich brauche Ihnen also nicht zu erklären, warum keine Ihrer Aeußerungen einen Ehrenmann beleidigen kann. Ich habe jetzt bloß eine Frage an Sie zu richten. Wenn Sie diese beantwortet haben, so entfernen Sie sich aus dem Kreise ehrenhafter Menschen. Wo ist Miß Sara Gordon? Sie will ich noch diesen Tag, noch diese Stunde sprechen."

„In der That mein verlaufener Herr," erwiederte Richard, „eine sehr bescheidene Anforderung! Darf ich vielleicht Eure vagabondirende Hoheit um die Berechtigung befragen, welche Sie zu der Freiheit veranlaßt, sich nach einer achtbaren Dame zu erkundigen."

Die Stellung der beiden Männer zu einander und die zornentbrannte Miene Gaston's, veranlaßte die Vorübergehenden auf der Straße stehen zu bleiben. Die Beiden waren zu aufgeregt, um es zu bemerken oder sich darum zu kümmern.

„Ich gebe Dir von Nichts Rechenschaft, Bösewicht," sagte Gaston. „Willst Du mir Rede stehen oder nicht?"

Gaston hatte die Fäuste geballt und schien bereit Richard zu Boden schlagen zu wollen. Dieser, ohne seine Stellung zu verändern, mit seinen

Blicken aber jeder Bewegung seines Gegners folgend, entgegnete mit anscheinender Ruhe und Kälte, jedes seiner Worte tief betonend und laut genug, um von allen Umstehenden gehört zu werden: „Mein werther Herr, die Dame, deren Namen Sie eben erwähnt haben, hat von Ihrer tiefen moralischen Verderbtheit überzeugt, sich von einem Verhältnisse frei gemacht, welches sie in früheren Zeiten an einen Unwürdigen gefesselt hatte. Sie sind davon benachrichtigt worden, und das Zartgefühl, welches Ihnen natürlich fremd ist, würde jeden Gentleman veranlaßt haben, diese Dame nicht weiter mit einer verhaßten Gegenwart belästigen zu wollen. Ich will Ihnen jetzt nur mittheilen, daß Miß Gordon mir ihr Herz und ihre Hand zugesagt und daß ich demgemäß das Recht und die Verpflichtung habe, welche ich mit Freuden ausüben werde, jeden Wicht, der sie zu berühren versucht, mit dieser Reitpeitsche zu züchtigen."

„Ich sage Dir, daß Du lügst," rief Gaston.

In dem Augenblicke traf ihn die Reitgerte Richards voll in's Gesicht, in dem nächsten hatte Gaston, der Jenem an Körperkraft weit überlegen war, ihn mit beiden Händen an der Gurgel gepackt und zu Boden geworfen, aber Richard zog

im Falle ein großes Bowiemesser aus der Brust und hob es zum Stoß.

In dem Augenblick aber, wo Gaston's Leben bedroht war, bemächtigten sich die Umstehenden der beiden Streitenden. Reitpeitsche und Dolchmesser waren Richard in einem Augenblicke entwunden. „Eine Angelegenheit der Art," sagte ein Herr, „muß auf andere Weise geschlichtet werden." Er wandte sich an Gaston und fuhr fort: „Sie scheinen mir ein Fremder zu sein, wenn Sie es wünschen, will ich in Ihrem Namen Genugthuung von Ihrem Gegner verlangen."

Gaston hatte seine gewohnte Selbstbeherrschung wieder erlangt. Er gab dem Herrn seine Karte, den Richard jetzt um die seine bat. Sie wurde sogleich gegeben.

„Haben Sie einen Freund hier," sagte der Herr, „mit dem ich diese Affaire ordnen kann."

Richard sah sich im Kreise um, aber keiner der Umstehenden beantwortete seinen fragenden Blick. Daß er eine Waffe auf einen Unbewehrten gezogen, hatte nicht zu seinen Gunsten gewirkt.

„In einer halben Stunde werden Sie mich im National-Hôtel finden, bis dahin werde ich wohl einen Freund gefunden haben," versetzte Richard.

Gaston, von seinem neuerworbenen Freunde begleitet, ging seines Weges, Richard allein nach der entgegengesetzten Richtung. Ein Secundant zu einem Duelle war in St. Louis nicht schwer zu finden. Richard hatte einige Bekanntschaften an der table d'hôte gemacht. Einen davon sah er jetzt. Er war, so bald das Gesuch an ihn gestellt wurde, bereit, Richard's Wunsch zu erfüllen. Gaston's Secundant stellte sich pünktlich ein. Es gibt in St. Louis nur Einen Platz, nur Eine Waffe für Duelle. Es wurde festgesetzt, daß die Duellanten sich am kommenden Morgen um fünf Uhr mit Pistolen auf Bloody Island einfinden sollten.

Richard war mit dem Resultate zufrieden. Es stieg kein Zweifel in ihm auf ob des Ausganges des Duells. Er war sich seiner Fertigkeit mit der Pistole bewußt, er konnte sich auf seine Nerven verlassen. „Morgen früh," sagte er zu sich selbst, „erschieße ich Gaston, dann habe ich Ruhe."

Er stand noch im Gastzimmer des Hotels, als er einen hochgewachsenen Mann erblickte, dessen Rücken ihm zugekehrt war. Er erkannte ihn augenblicklich. Es war der Kentuckier. Richard hatte sich öfters nach ihm umgesehen. Er hatte befürchtet, daß bei Jenes Bekanntschaft mit Paul Gordon möglicher Weise zwischen den Beiden etwas zur

Sprache kommen konnte, um diesen auf die Vermuthung zu leiten, daß seine Tochter nicht ferne von ihm sei. Er wußte nicht, ob der Kentuckier sich nach dem Mädchen, welches er gerettet, erkundigt hatte oder nicht, ob er zufälliger Weise ihren Namen oder etwas von ihren Verhältnissen gehört hatte. Schon die Kenntniß ihres Namens konnte gefährliche Folgen nach sich ziehen. Richards Absicht war daher, den Kentuckier, so bald er ihn sähe, anzureden und im Gespräche ihn auszuforschen.

Er schritt deßhalb gerade auf Jenen zu und legte die Hand auf dessen Schulter. Der Kentuckier kehrte sich um und erblickte Richard. Der Blick, der auf ihn fiel, zeigte ihm deutlich, daß auch er gesucht worden war.

„Herr Warrick," schrie dieser, „Euch suchte ich während der letzten Tage gleich einer Stecknadel. Ihr sollt mir gleich einen Gefallen erzeigen. Ich habe einen Auftrag für Miß Sara Gordon, den ich gleich ausrichten muß. Seid so gut, und führt mich jetzt zu ihr."

Damit steckte er seinen Arm ganz vertraut in den Richards und setzte sich und ihn zu gleicher Zeit in Bewegung. Es schien, als erwartete er bloß, von diesem gesteuert zu werden, die Kraft der Bewegung war er willens, ihm zu leihen.

Richard blieb unschlüssig stehen.

„Ach," sagte der Kentuckier, „Ihr wollt vielleicht wissen, was ich mit Miß Gordon zu reden habe. Erstens habe ich, so zu sagen, ihr das Leben gerettet, und habe wohl das Recht, zu sehen, wie sie es jetzt erträgt, zweitens reist ihre Magd Margaretha unter meinem Schutz und ich will diese ihr zuführen, und drittens habe ich ihr noch etwas Wichtiges mitzutheilen, was ich Euch aber nicht verrathen darf. Welch ein Glück, Euch gefunden zu haben!"

Die verschiedenartigsten Gedanken schoßen bei dieser kurzen Anrede durch das Gehirn Richard's. „Welch ein neues Unglück," dachte er. „Wäre es mir morgen begegnet, es hätte so viel nicht geschadet. Nur nicht heute! Nur nicht heute!"

Er sah an der Miene und dem Betragen seines Gefährten, daß dieser entschlossen war, ihn nicht entschlüpfen zu lassen. Der Kentuckier wußte also Sara's Namen und durch Margaretha ihre Verhältnisse. Er mußte sich mit ihm vertragen oder Alles konnte verloren gehen.

„Es thut mir leid," sagte Richard, „aber der Schreck bei der Explosion und die Strapazen der Reise haben ungünstig auf Miß Gordon gewirkt. Sie ist krank und wird erst nach einiger Zeit, viel-

leicht nach ein oder zwei Tagen im Stande sein, Euern Besuch zu empfangen, und ihrem Lebensretter, von dem sie immer mit der tiefsten Erkenntlichkeit redet, ihren Dank persönlich abzustatten."

„Bei'm Himmel," sagte der Kentuckier, „dann ist gar keine Zeit zu verlieren. Kommt mit mir nach Margaretha und wir wollen sie gleich zu Miß Gordon geleiten, damit sie in ihrer Krankheit nicht die Pflege der guten Frau entbehre."

„Es ist so dringend wohl nicht," erwiederte Richard. „Miß Gordon ist nicht sehr krank. Ich habe jetzt in dem oberen Theile der Stadt ein Geschäft, in zwei Stunden bin ich hier zurück, und wir wollen dann mit Margaretha nach Miß Gordon gehen."

„Das ist mir recht," sagte der Kentuckier, aber ließ den Arm Richards nicht los. „Ich wünsche gerade einen Spaziergang zu machen und will nebenbei aus Eurer angenehmen Gesellschaft Vortheil ziehen. Wir gehen zusammen."

Richard verstand, was Jener meinte. Er wußte, welche Meinung Margaretha von ihm hege. Diese und der Kentuckier hatten einen Bund geschlossen, ohne Zweifel gegen ihn. Der Kentuckier würde Paul sehen und ihm erzählen, daß er ein junges Mädchen, Miß Sara Gordon gerettet habe, welche

in Begleitung von einem gewissen Richard Warrick gereist sei. Junge Männer retten nicht gar so oft das Leben von jungen Damen, und wenn sie es thun, warum sollten sie unterlassen, zu ihren Freunden davon zu reden? So bald Paul das hörte, wußte er Alles. Das dachte Warrick. „Es scheint Alles verloren," sagte er zu sich selbst, „aber bei dem Himmel und der Hölle, es soll nicht so sein."

Er und der Kentuckier gingen Arm in Arm durch die Stadt. Sie waren jetzt bei dem Indianerhügel. „Habt Ihr Euren Freund, den Jäger Paul, bereits gesehen," fragte Richard.

„Noch nicht," erwiederte der Kentuckier. „Aber er weiß, daß ich hier bin und ließ mir sagen, daß er mich morgen in der Stadt aufsuchen wolle."

Richard hatte natürlich nichts in jenem Stadttheile zu thun. Das durfte er dem Kentuckier nicht zeigen. Er zog deßhalb die Glocke an einem großen Hause. Der Diener öffnete. Er fragte, ob Herr Humphreys dort wohne. Der Diener sagte ihm, Herr Humphreys wohne nicht da. Er erkundigte sich sodann nach den Häusern verschiedener Herren, deren Namen ihm gerade in den Kopf kam. Der Diener kannte keinen dieser Herren. Er fragte dann, wie viele Meilen es nach Belle Fontaine sei, wie viele nach dem Landsitze von Oberst O'Fallon,

wie viele nach einigen andern Plätzen. Er bat dann um ein Glas Wasser. So waren etwa fünf Minuten vergangen. Dann ging er aus der Hausthüre hinaus, vor der ihn der Kentuckier erwartete.

„Koste es, was es wolle," dachte Richard. „Zeit muß ich gewinnen, wenigstens Zeit, darüber nachzudenken, was ich thun soll. Er ging auf dem Rückwege, entlang dem Missisippi. Es war jetzt schon Abend geworden. „Ich habe einen langen Ritt gemacht," sagte Richard, „und Staub und Schweiß belästigen mich. Jetzt nehme ich noch ein Bad im Flusse, es soll nicht lange dauern, Ihr wartet einige Minuten auf mich und dann gehen wir zusammen nach Miß Gordon."

Ein Kahn war am Ufer angebunden. Richard machte das Seil los und sprang hinein, der Kentuckier that das Gleiche. Dieser warf einen sonderbaren Blick auf Richard, als er sagte: „auch mir kann ein Bad bei der heißen Witterung nicht schaden. Ich will mit Euch in die Wette schwimmen."

Die Beiden ruderten jetzt das Boot bis zu einer so großen Entfernung vom Ufer, daß Niemand sie aus den umliegenden Häusern sehen konnte. Sie waren vom festen Land und von Bloody-Island ungefähr in gleicher Entfernung.

Richard sprang zuerst in den Fluß. „Bleibt im Boot, bis ich zurückkomme," sagte er, „und haltet es auf derselben Stelle. Ich schwimme bis zur Spitze des Eilandes und wieder zurück. Wir wollen sehen, ob Ihr Euch getrauet, so weit zu schwimmen."

Er schwamm mit Leichtigkeit den Fluß hinunter bis zur Spitze des Eilandes. Dann schwamm er zurück, aber mit großer Anstrengung. Wäre der Fluß höher gewesen und die Strömung etwas reißender, er hätte, obgleich ein vortrefflicher Schwimmer, das Boot nicht erreichen können. Der Kentuckier fragte ihn, ob er ihm entgegenrudern sollte. Richard schrie: „Nein," zurück. Endlich kam er am Boote an, viel erschöpfter, als er sich merken ließ.

„Ihr schwimmt mir die Entfernung nicht nach," sagte Richard.

„Das wollen wir doch bald sehen," erwiderte der Kentuckier.

Richard sah ihm nach, wie er sich der Spitze des Eilandes näherte. Aber es wurde bald so dunkel, daß er nicht mehr zu erkennen war. Selbst die Ufer des Eilandes und des festen Landes wurden unsichtbar in der tiefen Finsterniß. Er legte das Ohr auf das Wasser, um zu lauschen, aber hörte nichts. Jetzt ruderte er das Boot noch eine

Strecke den Fluß hinauf. Da hörte er des Kentuckiers Stimme laut schreien: „ist das Boot noch weit von mir?“

„Noch eine gute Strecke,“ antwortete Warrick, „seid Ihr schon müde.“

„Ich glaube, ich kann's erreichen,“ rief Jener zurück.

Richard ruderte das Boot noch weiter stromauf. Der Kentuckier hatte längst die Stelle zurückgelegt, auf welcher der Kahn war als Richard ihn schwimmend erreicht hatte. In der Dunkelheit wußte er aber nicht, wo er war. „Rudert mir entgegen,“ schrie er.

„Ich komme,“ antwortete Richard, „aber er ruderte das Boot nur im Kreise herum und blieb ungefähr auf derselben Stelle, wo er war.

„Kommt schnell,“ rief der Schwimmende wieder in Tönen, welche ihm die Angst auspreßte, „ich kann nicht mehr.“

Wohl vernahm der Kentuckier den Schlag des Ruders, als Richard fortfuhr das Boot im Kreise zu drehen. Jetzt war Jener dem Boote bis auf funfzig Schuhe nahe gekommen. Er war aber ganz erschöpft. „In zwei Minuten,“ schrie er, „muß ich sinken.“

Jetzt hörte er wiederum den Schall der Ruder vom Boot, aber dieses entfernte sich immer weiter. Der Kentuckier entdeckte, daß er verrathen war. „Mann, Mann," schrie er, „Du willst mich ermorden. Hilfe, Hilfe, Mord, Mord!"

Der letzte Nothschrei des Kentuckiers verhallte auf dem Wasser. Auf dem festen Lande konnte er nicht gehört werden. Bloody Island war unbewohnt. Nach zehn Minuten langte das Boot an derselben Stelle an, wo es angebunden gewesen und der Mörder sprang allein an's Land.

Sechstes Kapitel.

Bloody Island, zu deutsch: die blutige Insel, erhebt sich in der Mitte des Mississippi, der Stadt St. Louis gerade gegenüber. Ihren Namen verdankt sie den vielen Zweikämpfen, welche auf ihr gefochten wurden und ein blutiges Ende nahmen. Von ihrer traurigen Berühmtheit hat das Eiland glücklicher Weise viel während der letzten Jahre verloren. Die Bevölkerung der Stadt ist jetzt ruhiger und friedlicher geworden, und verläßt sich weniger auf das Faustrecht, als auf das Recht, welches das Gesetz Jedem sichert.

Die Organisation der Gesellschaft in America geht vor sich auf eine so eigenthümliche Weise, daß die Resultate nothgedrungen anders sein müssen, als in anderen Ländern der Welt. Die am dünnsten bevölkerten Länder in Europa sind diejenigen, in

welchen die öffentliche Ruhe und Ordnung am leichtesten erhalten und am wenigsten Vergehen gegen die öffentlichen Gesetze begangen werden. Norwegen liefert hiervon ein Beispiel. Es ist anders in der westlichen Hemisphäre. In den am wenigsten volkreichsten Staaten der Union, in Arkansas, Mississippi und Texas, werden die meisten Todschläge begangen, die mehrsten Duelle gefochten und da usurpirt das Lynchgesetz am häufigsten den Platz, welcher den Landesgesetzen gehört.

Ein gleicher Zustand herrschte vor Jahren in Ohio, Kentucki und Missouri. Wie diese Staaten an Bevölkerung zunahmen, nahm der gesetzlose Zustand, welcher dort geherrscht hatte, ab. Das Gesetz gewann in jedem neuen Bürger eine neue Stütze, in dem schnell anwachsenden Besitz der neuen Bürger eine schnell anwachsende Kraft.

In die neuen Ansiedelungen des Westens ziehen zuerst die Grenzleute, Männer, denen es innerhalb des Bezirkes der Civilisation wohl werden kann. Sie sind die ersten Bewältiger des wilden Bodens und der wilden Menschen. Ihre Rüstung ist der Pflug und die Büchse. Sie behaupten das Feld der gewonnenen Schlacht, nicht auf Tage, sondern auf immer. Sie bauen mehr auf, als sie zerstören Sie bauen mehr an, als sie verzehren. In

ihrem Lager sterben weniger Menschen, als darin geboren werden. Mars geht ihnen voran, aber Ceres schreitet in ihren Fußtapfen ihnen nach. Sie ringen mit einem Gegner, der ihr Freund wird, so bald er besiegt ist. Die Natur begünstigt diejenigen, welche sie erfolgreich bekämpfen. Die Eroberer brüsten sich mit den gewonnenen Trophäen, mit grünen Feldern und wogenden Saaten.

Der Grenzmann, wenn er in die Wildniß zieht, ist stark. Er kennt seine Kraft und schützt sich selbst.

Aber im Laufe der Jahre wird er schwach durch die zwei Dinge, welche ihn heimsuchen. Sie heißen: der Besitz und das Alter. Der Besitzende ist überall verwundbar, der Alternde hat Recht, wenn er mehr von der Gegenwart erwartet, als von der Zukunft, aber nur der, welcher Alles von der Zukunft hofft, ist stark. Blieben die Menschen immer arm und jung, sie würden sich stets selbst schützen. Die Welt hätte nie Frieden. Es ist der Schwache, welcher sich gern unter den Schutz des Gesetzes begibt.

Jetzt werden die Alten und die Reichen Gesetzgeber, aber sie stoßen auf Schwierigkeiten. Die neuen Bande sind Vielen nicht gerecht, welche immer ungefesselt waren. Die neue Verbindung will

sich Vielen nicht anpassen, die immer allein gestanden sind. Die Starken, das sind die Jungen und die Besitzlosen, wollen ihre Kraft nicht gutwillig zähmen lassen. Die Verbindung der Vielen überwältigt sie. Aber auch diese ist durch manche frühe Sympathie an die Auflehner gegen die neue Ordnung gekettet. Ein Mann erschlägt seinen Nachbar im Zorn. Er wird vor eine Jury gestellt. Seine Richter sollten sich fragen: was sagt das Gesetz in dem Falle der Angeklagten, sie fragen sich aber: was sagst du zu diesem Falle? Die Antwort ist: ich hätte dasselbe gethan, wie der Angeschuldigte und dieser wird freigesprochen.

Eine neue Classe Menschen drängt sich jetzt in die neue Ansiedlung. Von Jugend auf durch das Gesetz geschützt, sind sie des Schutzes bedürftig geworden. Sie sind schwach von der Stunde der Geburt an. Sie sind zu guten Bürgern geboren. Ihre Sympathieen binden sie an die Schwachen, Interesse und Furcht an das Gesetz, welches sie schützen soll. Ihre Anzahl kräftigt die bürgerliche Verbindung, ihre Begriffe hauchen ihr einen neuen Geist ein. Der Einzelne vermag nichts gegen den Bund, der ihm zu mächtig geworden. Er muß sich unterwerfen oder er wird aus der Gemeinschaft

oder dem Leben entfernt. Man sperrt ihn in's Zuchthaus oder hängt ihn an den Galgen.

Die Gesetze in Arkansas sind so gut, wie die Gesetze von Neu-York, aber die ersteren haben nicht gleich gute Organe, wie die letzteren. In zehn Jahren wird sich dieses verändert haben. Dann wird der Schwache in dem einen Staate ebenso geschützt leben, wie in dem andern. Bis dahin sollte er sich fern halten von dem Orte, in den er nicht gehört.

Bloody Island gehört nicht zu der Jurisdiction vom Staate Missouri, auch nicht zu der des Staates Illinois. Die Gerichtsbarkeit über die Bezirke, welche die Hauptflüsse des Landes und ihre Inseln einnehmen, ist der Föderativ-Regierung überwiesen. Eine Verfolgung von den Gerichten der Vereinigten Staaten war aus mancherlei Ursachen weniger zu befürchten, als die von den Gerichten von Missouri, weßhalb die Bewohner der Stadt St. Louis sich die blutige Insel zum Schauplatz ihrer Duelle wählen.

Es war Morgens um halb fünf Uhr. Zwei Männer langten in einem Kahne an der Insel an. Es waren Gaston und sein Secundant. Der erstere war blaß und ernst, ja, er erschien niedergeschlagen, aber nicht unruhig. Er ging schweigsam auf und

ab, aber zählte nicht die Minuten. Die Zeit verging ihm nicht zu langsam und nicht zu schnell. Er war sich der möglichen Folgen des kommenden Ereignisses klar bewußt und schaute furchtlos auf sie. Er dachte an Sara, seine Mutter und seine Schwester mit voller Ueberlegung. Er suchte sich gar keines Gedankens zu entschlagen. Sein Inneres war vollkommen klar, aber nicht hell. Er wußte, was er thun mußte. Er wollte, was er mußte.

Der Secundant, selbst ein muthiger Mann, fühlte, daß sein Gefährte ein muthiges Herz besaß. Er sah, daß dieser keiner Erregung bedurfte, um die Nerven zu spannen. Keine Witzworte, sprudelnd wie leichter Champagner, keine Mahnung an die empfangene Beleidigung, an die kommende Rache, zu Kopfe steigend gleich dem starken Cognac, schien diesem von Nöthen zu sein, um Gaston's Lebensgeister vor dem Sinken zu bewahren. Er störte diesen nicht in seinen Gedanken.

Der Secundant hatte seine Blicke auf die Stadt, welche er übersehen konnte, gerichtet, aber kein Boot stieß vom Ufer. Es war jetzt fünf Uhr, als ein ältlicher Mann plötzlich sichtbar wurde, in Schwarz gekleidet, mit einem Trauerflor um den Hut. Er fixirte scharf Gaston und den Secun-

danten und ging in einiger Entfernung vor diesen langsam auf und ab.

Der Secundant ging auf ihn zu. „Seid Ihr der Secundant der anderen Partei?“

„Nein.“

„Etwa der Arzt?“

„Nein.“

„Welches Geschäft bringt Euch denn hieher?“

„Ich habe ein Recht hier zu sein.“

Damit wendete sich der Fremde von dem Manne, der ihn anredete, und ging wieder langsam auf und ab.

Es war sechs Uhr und noch Niemand außer den Dreien auf der Insel erschienen.

Es wurde halb sieben.

„Wir haben schon zu lange gewartet,“ sagte der Secundant zu Gaston. „Wir wollen uns in der Stadt über die Schritte berathen, welche jetzt von uns gethan werden müssen. Glaubt Ihr, daß Euer Gegner feige ist?“

„Nein,“ erwiederte Gaston.

„Was kann ihn verhindert haben, zu erscheinen?“

„Seine Absicht war, zu kommen, das glaube ich fest. Wir werden aber wohl bald über diese Angelegenheit Auskunft erhalten. Ich werde ihn

suchen und will ihn finden, wenn er noch unter den Lebenden ist."

Die Beiden schickten sich an in den Kahn zu steigen. Der Mann in Schwarz vertrat ihnen den Weg.

„Ihr seid der Mann," sagte er zu Gaston, „welcher diesen Morgen ein Duell fechten wollte?"

Gaston winkte bejahend.

„Ich habe in einer wichtigen Angelegenheit zu Euch zu reden."

Gaston zögerte etwas zu erwiedern.

„Euer Freund kann in seinem Kahn zur Stadt zurückkehren. Ich bin in einem Canoe an das Eiland gekommen, in welchem ich Euch zur Stadt bringen will. Ich werde Euch nicht lange aufhalten."

Der Mann hatte ein ernstes, einnehmendes und melancholisches Wesen. Er sprach mit so vielem Nachdrucke, sein Anstand war so edel, daß Gaston sich entschloß, in sein Gesuch einzuwilligen. Der Secundant ruderte sich zur Stadt zurück und die Beiden waren allein auf der Insel.

„Ich bin Euch eine Erklärung schuldig," so redete der Fremde Gaston an. „Vor vielen Jahren tödtete ich auf dieser Insel einen Mann im Zweikampf. Heute ist der Jahrestag der That. Die-

selben Kleider, welche ich jetzt trage, trug ich an jenem furchtbaren Tage. Ich war damals jung und bin jetzt alt. Viele Dinge sind seit jener Zeit aus meinem Gedächtnisse geschwunden, viele Wunden sind geheilt, andere vernarbt, die tödtliche Wunde, die ich mir selbst schlug, als ich meinen Feind in's Herz traf, heilt nie, so lange ich athmen werde. Die Frucht meiner Aussaat ist gereift. Sie ist giftig und ich muß jeden Tag meines Lebens von ihr zehren."

„Seit jenem unheilschwangern Tage bin ich oft in diese Gegend gekommen," fuhr der Mann fort. „Dann habe ich nie versäumt, den Jahrestag, an den sich ein Fluch für mich knüpft, und die Nacht, welche ihm vorangeht, auf dem Schauplatze meiner unglücklichen That zu verbringen. Zu verschiedenen Malen habe ich von Zweikämpfen gehört, welche hier gefochten werden sollten. Ich bin den verblendeten Kämpfern entgegengetreten und zu zweien Malen habe ich Blutvergießen verhütet. Der Mann, der selbst ein Verbrechen begangen, und die Strafe für seine Sünde erleidet, hat das beste Recht zu denen zu reden, welche die Sünde begehen wollen, ohne die Strafe zu kennen und die Stimme der Warnung zu erheben. Deßhalb, junger Mann, rede ich zu Euch. Deßhalb

wünsche ich Euch jetzt das Gelübde abzunehmen, den Kampf, den Ihr heute suchtet, fernerhin zu meiden, dem Urtheile der Welt zu trotzen und das Urtheil des Himmels fürchten zu lernen."

„Ich danke Euch für Euern Rath," sagte Gaston. „Er ich richtig genug von Eurem Standpuncte, überhaupt von dem Standpuncte einer dritten Person. Ich habe überlegt und darüber nachgedacht, was ich zu thun beschlossen hatte. Ich kam nicht hieher, ohne mit meiner Vernunft und mit meinem Gewissen in's Reine gekommen zu sein."

„Seit achtzehn Jahren," erwiederte der Fremde, „hat meine Vernunft und mein Gewissen nie aufgehört, mir meine That vorzuwerfen. Vielleicht, daß das Gefühl für die Leiden eines Mitmenschen Euch veranlassen wird, mir die Gründe auseinander zu setzen, welche Euch zu einer Ueberzeugung gebracht, die ich immer gesucht und nie habe finden können."

„Gott hat uns in die Welt gestellt," sagte Gaston, „mit dem Rechte, dem Unrechte zu wehren, mit der Verpflichtung, es nicht zu dulden. Dieses Recht hat jeder Einzelne an die Gesellschaft übertragen, welche sich verpflichtet, das Recht an seiner Statt auszuüben. Die Gesellschaft straft

den Uebelthäter kraft der Macht, welche die Einzelnen ihr übertragen haben. Aber wenn die Gesellschaft den Einzelnen nicht schützen will, wenn sie, wie es mein Fall ist, ihn nicht schützen kann, dann fällt er auf das Recht zurück, dessen er sich nur unter Bedingungen begeben hat. Er steuert selbst dem Unrecht, ohne seinen Compact mit der Gesellschaft zu verletzen. Er schlägt den Uebelthäter nieder und findet sich für seine That mit seinem Gewissen und seinem Gotte ab."

„Und dennoch," erwiederte der Andere, „straft die Gesellschaft die Selbsthilfe, zu der Ihr Euch berechtigt glaubt."

„Die Gesellschaft," sagte Gaston, „mag die, Macht haben, sie zu strafen, sie hat nicht das Recht."

„Der Einzelne überträgt der Gesellschaft," sagte der Fremde ernst, „sein Recht, welches ist, das Recht zu wahren und dem Unrecht zu wehren. Und warum? Weil kein Mann in seiner eigenen Sache zwischen Recht und Unrecht entscheiden kann, und darf. Euer Arm mag Euch den Dienst nicht versagen, die Execution des Urtheils zu übernehmen, aber Euer Verstand wird Euch bei dem Urtheile in Stich lassen. Kein Mensch weiß genau, wie er selbst aussieht. Könntet Ihr Eurem eigenen Conterfei

in der Straße begegnen, Ihr würdet nicht wissen, daß es ganz wie Ihr selbst aussieht. So weiß auch kein Mensch genau, wie seine eigene Sache zu beurtheilen ist."

„Ich habe das Urtheil in meiner eigenen Sache sprechen müssen," sagte Gaston. „Kein anderer Mensch konnte es thun. Ich muß auch selbst mein Urtheil ausführen, denn auch das kann kein Anderer übernehmen."

„Einer kann Beides."

„Und wer?"

„Gott," erwiederte der Fremde. „Die Rache ist des Herrn."

Ein kleine Pause trat ein.

„Ich muß Euch an Euer Versprechen mahnen. mich zur Stadt zu führen," sagte Gaston, „die Zeit drängt mich."

„Ihr werdet an meine Warnung zurückdenken, wenn Ihr vielleicht in derselben elenden Gemüthsverfassung seid, in der ich jetzt vor Euch stehe. Vor achtzehn Jahren redete ich, wie Ihr heute redet."

„Eure Sache war vielleicht nicht so gerecht, als die meine."

„Ihr sollt sie beurtheilen," sagte der Fremde. „Vor etwas mehr als achtzehn Jahren war ich ein

glücklicher Mann. Ich besaß ein liebende Gattin, ein geliebtes Kind. Ich nahm einen Gast auf in meinem Hause. Er wurde mein Freund. Ich schenkte ihm mein Vertrauen. Er benutzte es, um mein Glück auf immer zu stören. Er verführte mein Weib. Ich entdeckte das strafbare Verhältniß. Die Schuldige hatte selbst ihr Urtheil gesprochen. Man fand ihre Kleidung neben dem Flusse, welcher meinem Gute vorbeifloß. Sie hatte sich ertränkt. Er floh. Ich folgte ihm nach St. Louis, forderte ihn zum Zweikampf und heute vor achtzehn Jahren empfing er von meiner Waffe den tödtenden Schuß an dem Platze, wo Ihr jetzt steht."

„Seine Strafe war gerecht," sagte Gaston. „Kein billiger Mann wird Euch darum tadeln, daß Ihr das Strafamt selbst übernahmt."

„Was kümmern mich andere Menschen," sagte der Fremde, sich auf die Brust schlagend. „Hier sitzt ein Richter, dort oben thront ein anderer. Vor denen kann ich mich nicht rechtfertigen."

Die Rede des Fremden hatte wohl einen Eindruck auf das Herz Gastons gemacht. Er bedauerte den Mann, der vor ihm stand, dessen Rede, Haltung und Gesicht einen so tiefen Schmerz bekundete, einen Schmerz, der ihn, wie Gaston glaubte, unverschuldet traf. Aber die Erzählung des Mannes

hatte seinen Entschluß nicht erschüttert. Wäre Warrick jetzt erschienen, Gaston hätte nicht darum sich weniger bereit gezeigt, die Kugel in sein Herz zu senden.

„Eure Leidenschaft," sagte der Fremde, „läßt Euch nicht klar in die Folgen Eurer beabsichtigten That sehen. Gebt mir auf meine Frage Antwort. Kann Euer Gegner die Beleidigung, welche er Euch zugefügt hat, nicht wieder gut machen? Könnt Ihr keine andere Sühne von ihm annehmen, als sein Blut?"

„Er kann, was er mir gethan, nicht gut machen, nicht sühnen. Aber ich verlange sein Blut nicht, wenn er nur das gut macht und sühnt, was in seinen Kräften steht. Er hat mir eine Person geraubt, die mir über Alles theuer ist. Wenn er sie unter meinen Schutz stellt, der sie vor Allen zu schützen berechtigt ist, so will ich ihn in Frieden ziehen lassen."

„Wohlan," sagte der Fremde, „Ihr dürft mir nicht wehren, daß ich das Gewicht der Schuld, welche mich niederdrückt, dadurch erleichtere, daß ich Euch zu Eurem Rechte verhelfe. Ich biete Euch meine Hilfe an. Mir stehen viele Mittel zu Gebote. Ich will die suchen, die Ihr sucht. Ich will für Euch thun, was ein Mann für den An-

deren thun kann, damit ich dieser blutigen Insel ein Opfer entziehe und Eure Seele vor der bittersten Reue schütze."

„Der Himmel weiß," sagte Gaston, „wie nöthig ich bei meinem Vornehmen die Hilfe eines Ehrenmannes brauchen kann. Ich nehme Euer Anerbieten mit Vertrauen und mit Dank an."

„Und wer ist Euer Gegner?" fragte der Fremde.

„Richard Warrick von Neu-York."

Des Fremden Gesicht verrieth Bestürzung.

„Wie ist Euer Name?"

„Randolph Gaston, auch von Neu-York."

Der Mann kämpfte mühsam, um Athem zu holen. Gaston sah ihn erstaunt an.

„Der Sohn von Frederick Gaston?" fragte er mit leiser Stimme.

„Derselbe."

Des Mannes Gesicht überzog sich aschfarben. Seine hohe, gerade und musculöse Gestalt zitterte, als erschüttere ihn ein Fieberanfall. Die Kniee wichen unter ihm und er stützte sich mit dem Arme auf dem Boden.

Gaston sprang ihm schnell zur Hilfe und bemühte sich, ihn aufzurichten.

„Faß mich nicht an," rief dieser, „bevor Du weißt, wer ich bin."

„Und wer seid Ihr?"

„Ich bin der Mann, der Deinen Vater erschlagen hat."

Siebentes Kapitel.

Als Richard den Kahn angebunden hatte, machte er sich auf den Weg nach dem National-Hôtel. Seine Nerven waren so fest gespannt, als je. Furcht kannte sein Herz nicht. Sein Gewissen hatte keine Stimme. Dennoch war ein Gefühl in ihm, wie er es nie gekannt. Er war aus der menschlichen Gemeinschaft, zu der er noch vor einer Stunde gehört hatte, hinausgetreten. Zweck und Ziel des Lebens war anders bei ihm, als am Morgen desselben Tages.

Ein Gast hatte sich in seinem Herzen niedergesetzt. Er war fremd und unheimlich. Es wurde dem Wirthe in seinem eigenen Hause nicht geheuer.

Er fand sich nicht in sich selbst zurecht. Alles war aus der Stelle gerückt, entfernt. Da lagen

Dinge, welche früher nicht dort waren. Was früher dort war, war nicht mehr zu finden.

Er war ein anderer Mensch geworden. Der Mann von zwanzig und von sechzig Jahren ist nicht mehr derselbe. Richard Warrick von gestern und von heute waren auch nicht dasselbe Wesen.

Was wollte er gestern? Sara Gordon heirathen, ihren Vater betrügen, dessen Vermögen an sich bringen. Zu diesen Zwecken hatte er die Verschlagenheit und Gewandtheit seines dunkeln und starken Charakters aufgewendet. Ueber seinen Erfolg hatte er im Bewußtsein seiner Kräfte Freude verspürt. Die war jetzt hin. Er wußte, daß er siegen würde, aber nicht durch seine Klugheit, durch Meuchelmord. So konnte ein Jeder seine Zwecke erreichen.

Er sollte sich noch jetzt anstrengen, Sara Gordon und ihren Vater zu überlisten. Warum? Die erste war in seiner Gewalt, warum sie nicht vergiften? Den zweiten konnte er in seine Hände bekommen, warum ihn nicht im Schlaf umbringen? Ein Mord oder zehn Morde — wo lag der Unterschied?

Der Mann, welcher stiehlt, hat keine Freude mehr am ehrlichen Erwerb. Wehe dem, der die verbotene Frucht genießt. Sein ist der schrecklichste

Fluch. Die erlaubte Frucht schmeckt ihm nicht mehr. Er muß fortan sich am Gifte nähren.

Dieses Gefühl lag in Richard, aber kam nicht zu klarer Entwickelung. Er fühlte das Bedürfniß, sich zu betäuben. Sein Vater griff bei solchen Gelegenheiten zu Sophistereien. Auf Richard wirkten diese nicht. Sie waren zu schwach für seine starke Natur. Er brauchte ein stärkeres Mittel, Anstrengung und Beschäftigung nach außen hin. Die fehlte ihm glücklicher Weise jetzt nicht.

Es war nach zehn Uhr, als er das National-Hôtel erreichte. Er suchte seinen Vater auf, der dumpf und schläfrig mit gläsernen Augen vor einem Tische saß, auf der eine halbleere Flasche stand.

„Ah," sagte Richard, „Sie haben wieder getrunken. Nun, es thut Nichts. Nur heute Abend nichts mehr. Ich muß noch Vieles mit Ihnen reden."

Zehn Minuten vor zwölf Uhr gingen die Beiden aus dem Hôtel weg. Das Rathhaus war schnell erreicht. Vor der Thüre stand ein dritter Mann, zu dem Richard hinanschritt. Er begleitete die Beiden. In der Marktstraße wartete ein Wagen. Die drei stiegen ein und fuhren schnell davon. Der Mond war jetzt aufgegangen und erleuchtete das Dunkel der Nacht.

Nur eine vierte Person war noch auf der Straße zu sehen. Sie war den Dreien gefolgt und als sie in den Wagen stiegen, verschwand sie auf ein paar Minuten. Sie ward aber bald wieder sichtbar, zu Pferde sitzend.

Der Wagen rollte schnell die Hauptstraße nach St. Charles entlang. Der Reiter folgte in bedeutender Entfernung, aber nicht in so großer, als den Wagen aus dem Gesichte zu verlieren. Das Prairiehaus lag schon hinter den Fahrenden und dem Reiter. Links bog der Wagen in die alte Bonhommestraße ein, dann in einen Seitenweg, welcher zu einem einzelnstehenden hölzernen Hause führte. Der Wagen mußte erwartet gewesen sein, denn das Thor war geöffnet. Ein Mann stand nahe demselben und Licht ward aus den Fenstern des Hauses sichtbar.

Als der Wagen stille hielt, sprang Richard zuerst hinaus.

„Wie geht's drin," fragte er den Mann.

Der Angeredete war ein Mann kupferfarbenen Gesichts und lange, pechschwarze Haare hingen ihm den Rücken hinunter. Sein Vater war ein Weißer, seine Mutter eine Indianerin gewesen. Er antwortete: „wie gewöhnlich am Abend. Sie hat das Fieber und redet irre."

Die Drei gingen in's Haus hinein. Während der Zeit war der Reiter bis dicht vor dem Thorwege des Hauses gekommen. Diesem gegenüber war ein Hain von jungen Eichen. In diesen ritt er hinein, stieg ab und band sein Pferd an.

Eine dicke schwarze Frau empfing die beiden Warrick und ihren Gefährten im Hause. Keine weiße Person wohnte dort. Richard war zu klug, um Jemanden zum Mitwisser seiner Geheimnisse zu machen, der einstens gegen ihn zeugen könnte. Farbige dürfen in Missouri nicht als Zeugen gegen Weiße auftreten.

„Führt uns zu ihr," sagte Richard zur Frau.

Sie gingen eine Treppe hinauf und kamen in ein einfaches, aber nettes und gut möblirtes Zimmer. Eine Nachtlampe brannte auf einem Tisch, auf dem Medicin, Wasser, Citronen und Zucker lag. Auf dem Lager befand sich ein junges Frauenzimmer im Nachtkleide. Ihre schönen Augen leuchteten, aber mit dem Feuer des Fiebers, ihre Wangen waren gefärbt, aber vom hectischen Roth. Sie warf sich unruhig hin und her und schlug manchmal mit den Armen um sich. Die Schwarze führte ein Glas Limonade zu ihrem Munde. Sie trank und wurde etwas ruhiger. Richard winkte der Negerin, sich zu entfernen.

Der Mann, welcher die beiden Warrick begleitete, redete das Mädchen an. „Meine Tochter," sagte er, „bist Du nicht glücklich, ist Dir nicht wohl?"

Die Kranke fuhr heftig zusammen.

„Wer nennt mich seine Tochter? Wer? Ich bin Niemandes Tochter. Mein Vater ist todt. Meine Mutter — o! er hat sie mir geraubt. Ich hatte eine Mutter, jetzt, jetzt" — und sie brach in einen convulsivischen Schrei aus, der von Zuckungen gefolgt war. Die Männer standen still um ihr Bett. Der ältere Warrick netzte ihre Schläfen und sprützte Wasser in ihr Gesicht. Er schien zu Tode betrübt zu sein. Der Prediger winkte den Anderen und sie gingen mit ihm in ein anstoßendes Zimmer.

„Das war ein erschreckender Anfall," sagte er leise.

„Ihr müßt sie nicht in der Anrede Tochter nennen," versetzte Richard. „Ihre Mutter ist auf eine Art zu ihrem Tode gekommen, an welche das Mädchen nicht ohne Schmerz erinnert werden kann, daher die Convulsionen."

„Werther Freund," sagte der Prediger, „Ihr wißt, wie gerne ich Euch einen Dienst erweise, mit welcher Freude ich mich Euch verpflichte. Aber in

diesem Falle bitte ich, mich von aller Theilnahme gütigst entschuldigen zu wollen. Mit Eurer Erlaubniß werde ich mich aufmachen und dieses Haus verlassen. Ich werde nicht Eure Güte um den Wagen ansprechen. Ich kann die sechs Meilen zur Stadt sehr leicht zu Fuße zurücklegen. Und da unser Uebereinkommen war, in dem Falle, zu dem ich mich jetzt entschlossen, gar nichts zu empfangen, so begebe ich mich auch hiemit aller Ansprüche auf eine Vergütung für meine Bemühung."

Richard warf seinen dunkelsten, feindlichsten Blick auf den Redner, welchen dieser mit der kaltblütigsten Miene von der Welt empfing. Er stand auf, setzte den Hut auf den Kopf und ging zur Thüre. Richard vertrat ihm den Weg.

„Woher jetzt diese Weigerung? Warum weigertet Ihr Euch nicht vor einer Stunde, als ich Euch erklärte, was ich von Euch wollte?"

„Man muß einen Fall sehen, ehe man ihn beurtheilen kann. Dieser Fall ist ein gefährlicher, werther Freund. Es kömmt vieles, das fein gesponnen, an der Sonnen. Thäte ich nach Eurem Verlangen und es käme an das Sonnenlicht, so würden wir es nur durch eiserne Gitter erblicken können. Im besten Falle kämen wir in das Zuchthaus, im schlimmsten könnte Richter Lynch die

Sache in die Hand nehmen und uns an den Galgen bringen. Hundert Dollars schienen mir, als ich vom Fall hörte, eine große Summe. Hundert Dollars scheinen mir, da ich den Fall sehe, eine wahre Bagatelle."

„Also es ist eine bessere Zahlung, die Ihr wollt," sagte Richard. „Ihr wollt aus meiner Lage Vortheil ziehen, würdiger Mann. Spannt den Bogen nicht zu straff oder er könnte brechen. Doch will ich Euch jetzt nachgeben. Ihr sollt zwei hundert Dollars haben."

„Ich würde am liebsten von der Sache fern bleiben," erwiederte der Prediger.

„Redet nicht von dem, was Ihr am liebsten thätet," sagte Richard. „Ihr habt keine Wahl."

Wiederum sah er den Geistlichen mit einem so drohenden Blicke an, daß eine feindliche Absicht deutlich hervorleuchtete. Dieser aber blieb vollkommen ruhig.

„Auch zwei hundert Dollars erscheinen mir in diesem Fall," sagte er gelassen, „eine wahre Bagatelle."

Richard ging mehrere Male in der Stube rasch auf und ab, ohne zu sprechen. Der Prediger blieb nahe der Thüre stehen. John Warrick

war ein Bild des Jammers, er wäre gern in die Erde gesunken, aber auch er sagte nichts.

Endlich war Richards Entschluß gefaßt. Er zog sein Taschenbuch heraus und zählte fünf hundert Dollars auf den Tisch. Er winkte dem Prediger.

„Da steckt es ein, und thut was Eures Amtes ist."

„So bald Ihr diese kleine Summe verdoppelt habt," erwiederte der Angeredete.

„Haben Sie Geld bei sich," sagte Richard zu seinem Vater.

Dieser reichte ihm sein Taschenbuch. Richard nahm noch fünf hundert Dollars heraus und legte sie zu dem andern Gelde.

Der Geistliche nahm das Geld bedächtig zu sich.

„Jetzt," sagte er, „wollen wir die Ceremonie schnell und zu Aller Zufriedenheit beendigen."

Die drei Männer traten wieder in das Krankenzimmer. Die Röthe des Gesichts war bei der Kranken einer Leichenblässe gewichen. Das Auge war halb offen, aber die Pupille nicht sichtbar. Nur die Luftröhre bewegte sich krampfhaft und verrieth, daß Leben in der Gestalt war.

Der Geistliche stellte Warrick zu seiner Rechten. „Richard Warrick," sagte er, „bist Du

Willens, Sara Gordon zu Deinem Eheweibe zu nehmen, willst Du ihr zur Seite stehen während Deiner ganzen Lebenszeit und Dich treu zu ihr halten in Glück und Unglück, in kranken und in gesunden Tagen, bis der Tod Euch trennen wird? Willst Du es, so antworte mit einem lauten Ja."

„Ja'" sagte Richard.

Der Geistliche stellte jetzt dieselbe Frage mit den nöthigen Veränderungen an die Kranke. Als er keine Antwort erhielt, schenkte er sich ein Glas kaltes Wasser ein und stürzte es ihr plötzlich in's Gesicht. Die Kranke ward aufgeschreckt und gab einen Klageton von sich, verfiel aber gleich in den früheren Zustand.

„Auch sie hat mit Ja geantwortet," sagte der Prediger, „wie Ihr, der achtbare Zeuge — hier wandte er sich an John Warrick — deutlich vernommen habt. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes erkläre ich Dich, Richard Warrick und Sara Gordon als Ehegatten vor Gott und der Welt. Der Himmel verleihe Euch seinen besten Segen."

Richard reichte ihm zwei Ringe. Den einen steckte der Geistliche an die Hand der Kranken, den andern an Richard's Finger. Jetzt zogen sich die Männer in die Nebenstube zurück. Der Prediger

stellte den Trauschein in voller Form aus. John Warrick unterzeichnete sich als Zeuge, aber die Hand zitterte so stark, daß die Unterschrift ganz unleserlich wurde. Richard warf seinem Vater einen zornigen Blick zu und zerriß den Schein in Fetzen. Der Prediger setzte sich hin und schrieb einen anderen. Richard holte mittler Weile seinem Vater ein Glas Cognac, welches dieser austrank. Seine Hand war fester, als er seinen Namen wiederum als Zeuge unterschrieb.

„Wir sind jetzt fertig mit einander," sagte Richard zum Prediger, „Ihr braucht die Kunde von der Trauung nicht zu verbreiten. Ich selbst werde Sorge dafür tragen, daß die Heirath in des Recorder's Amtsstube in St. Louis auf Grund Eures Trauscheins registrirt wird. Der Wagen ist zu Euren Diensten. Ihr könnt nach der Stadt zurückkehren."

„Ich statte Euch nochmals meinen herzlichsten Glückwunsch ab und bitte, Euch meiner tiefsten Dankbarkeit zu versichern."

Richard kehrte ihm schnell den Rücken zu und Jener ging weg.

Die beiden Warrick waren jetzt allein.

„Richard, Richard," sagte John Warrick in Thränen ausbrechend, „bist Du nicht zu weit gegangen?"

„Ich habe Sie berufen, um mir als Zeuge, nicht um mir als Rathgeber zu dienen. Zum ersten taugen Sie, denn die Welt hält Sie für achtbar, zum letzteren nicht, denn Ihren Verstand haben Sie in Branntwein ersäuft.“

„Aber was hilft Dir die Trauung, Richard, da Sara, wenn sie wieder zu sich kömmt, natürlich in Abrede stellen wird, Deine Gattin zu sein.“

„Sehen Sie nicht,“ sagte Richard, „daß sie nicht am Leben bleiben kann und,“ setzte er mit scharfer Betonung hinzu, „daß sie nicht am Leben bleiben darf? Glauben Sie, daß Paul Gordon, nach dem was zwischen ihm und mir sich ereignet hat, dem Gatten seiner verstorbenen Tochter sein Vermögen wird entziehen wollen?“

John Warrick packte seinen Sohn bei den Armen. „Ich gebe es nicht zu,“ schrie er, „kein Haar auf Sara's Haupt soll berührt werden. Ich will sie schützen. Ich will Alles gestehen. Morgen suche ich Paul auf. Er soll Alles wissen. O, ich Unglücklicher, ich Unglücklicher!“

Richard machte sich unsanft von seinem Vater los. „Habe ich denn gesagt,“ rief er grimmig, „daß ich sie antasten will? Der Tod hat sie geknickt. Verstehen Sie, seinen Griff zu lösen?“ Damit stieß er den Vater heftig von sich, daß er auf einen

Sessel zurücktaumelte. Dieser fing an heftig zu schluchzen und zu weinen.

Es war jetzt nahe an drei Uhr und Zeit für Richard, zur Stadt zurückzukehren, um zur angesetzten Stunde auf Bloody-Island zu erscheinen. Richard ging nach dem Stalle zu, um seinem indianischen Diener zu heißen, sein Pferd zu satteln. Er hatte sich nur einige Schritte von dem Hause entfernt, als ein Mann hinter einem der großen Bäume, welche im Hofe standen, hervortrat. Dieser schwang einen jungen Baumstamm in der Faust und holte zu einem Streiche aus, der mit gewaltiger Kraft auf Richard's Haupt fiel. Ohne einen Laut von sich zu geben, stürzte dieser zusammen.

Der Mann, der den Schlag geführt, schritt durch den Hof, stieg über die Einhegung, ging nach dem Walde, wo er sein Pferd losband, schwang sich in den Sattel und ritt in schnellem Trab seines Weges auf der Heerstraße, welche nach St. Louis führte.

Achtes Kapitel.

Sehr früh an dem Morgen des Tages, welcher auf die Nacht folgte, in der diese Erzählung Richard Warrick, leblos auf der Erde liegend, verläßt, stieg ein bejahrtes Frauenzimmer und ein alter Mann in einen Wagen, welcher vor dem National-Hôtel in St. Louis hielt. Die Frau mahnte den Kutscher, so schnell zu fahren, als die Pferde laufen könnten.

„Glück und Unglück!“ seufzte die Frau. „Glück, daß wir sie wiederfinden, Unglück, daß wir sie so wiederfinden müssen.“

„Das Glück ist überwiegend,“ sagte der ältere Mann. „Wer weiß, ob sie so krank ist, wie uns berichtet worden. Das Mädchen ist jung und hat, wie Ihr sagt, eine kräftige Natur. Unter Eurer

sorgsamen Pflege dürfen wir hoffen, daß sie sich erholen wird."

Die Reisenden verfielen in ein tiefes Schweigen. Nach einer Stunde waren sie an dem Orte ihrer Bestimmung angelangt. Margaretha und der Bischof — welcher an dem vorhergehenden Tage in demselben Dampfboote mit Gaston und John Warrick in St. Louis angekommen war, stiegen aus dem Wagen. Die Schwarze öffnete die Hausthüre, und die Beiden, welche sich als nahe Freunde der kranken Dame zu erkennen gaben, verlangten diese zu sehen. Die Negerin weigerte sich, sie zu ihr zu führen. Sie sei gerade nach einer schlechten Nacht in einen tiefen Schlaf gefallen, und es wäre ihr streng untersagt worden, Jemanden zu der Kranken zu führen.

„Wo schläft sie, oben oder unten im Hause?" fragte Margaretha.

„Im oberen Stockwerke."

Damit schob Margaretha die Schwarze kräftig zurück und vom Bischof gefolgt, erstieg sie die Treppe und trat in die Krankenstube ein. Auf dem Lager schlief Sara. Die Krankheit hatte schreckliche Spuren in ihrem Gesichte zurückgelassen. Sie war mager, todtenblaß, das Kinn hing kraftlos hernieder, aber das in gesunden Tagen so wunderschöne

Antlitz war noch immer schön. Margaretha küßte leise des Mädchens Stirne, kniete vor dem Bette nieder und schluchzte heftig.

Ein Klopfen an der Thüre wurde gehört. Der Bischof öffnete. Ein Herr trat ein, der sich als Doctor Mc. Cabe zu erkennen gab. Er wäre noch vor dem Grauen des Tages von einem Unbekannten ersucht worden, sich zu einer kranken Dame in diesem Hause zu begeben. Zwar habe die Dienerin im Hause nichts davon wissen wollen, aber da derjenige, welcher ihn gerufen, ihn vor Jener gewarnt, so hätte er darauf bestanden, den Hausherrn selbst zu sehen.

„Noch sind wir nicht die Bewohner dieses Hauses," sagte der Bischof, „aber diese kranke Dame steht jetzt unter unserm Schutz und wir wollen uns mit Freuden zu ihrer Wiederherstellung der Hilfe eines so berühmten Arztes bedienen, um so mehr, da wir zu vermuthen Ursache haben, daß ihr bis jetzt nicht die Behandlung zu Theil geworden ist, die wir hätten wünschen können."

Der Arzt, nachdem er die Kranke betrachtet, entschloß sich, ihr Erwachen abzuwarten. Die Negerin trat bald ein und ersuchte ihn, auf einen Augenblick hinauszukommen.

„Es ist noch ein Mann da, Doctor, der Euch sehen will.“

In einer andern Stube des Hauses lag, nur schwache Zeichen der Lebenskraft von sich gebend, Richard Warrick. Sein Vater saß mit der verstörten Miene, welche er jetzt immer trug, vor seinem Bette. Er benachrichtigte den Arzt, daß sein Sohn vor mehr als drei Stunden von Jemanden angefallen worden, der ihn durch einen Schlag zu Boden gestreckt. Man hätte ihn anscheinend leblos in's Haus getragen. Die Nachbaren wären gerufen worden und Einer von ihnen hatte verstanden, dem Kranken zur Ader zu lassen. Darauf hätte man Leben in ihm verspürt und die Wunde wäre gewaschen und verbunden worden.

Der Arzt schritt zur Untersuchung der Wunde. „Der Patient,“ sagte er, „ist schwer, aber nicht lebensgefährlich getroffen worden. Ich getraue mir, Euch zu versichern, daß er innerhalb vierzehn Tagen wieder hergestellt sein wird.“

Er schrieb die Behandlung vor, welche dem Kranken zuträglich war, und verließ ihn nicht eher, bis die Negerin eintrat und anzeigte, daß die kranke Dame jetzt erwacht sei.

Sara hatte einige Stunden ruhigen Schlafes genossen. Sie erwachte so schwach, daß sie nur im

Stande war, wenige Worte zu reden, aber sie schien wieder zu vollem Bewußtsein gelangt zu sein. Sie erwiederte nur durch Neigen des Kopfes auf des Arztes Fragen. Dieser untersuchte die Flaschen im Zimmer, in welchen sich noch Medicin befand, welche er für Sara's Krankheit ungeeignet erklärte. Die Schwarze, welche zur Rede gestellt wurde, sagte nur, daß Sara von keinem Arzte während ihrer Krankheit besucht worden, daß Richard aber die Medicinflaschen aus der Stadt mitgebracht hatte.

Das Erscheinen Margaretha's machte auf die Kranke keinen merklichen Eindruck. Sie schien ihre Pflegerin zu erkennen, aber wahrscheinlich waren die Begebenheiten, welche Jene von ihr getrennt hatten, ihr aus dem Gedächtniß entschwunden.

Der Arzt stellte viele Fragen an Margaretha über die Constitution der Kranken, die Ursache ihrer Krankheit und über ihre gewöhnliche Gemüthsstimmung. Margaretha sagte, was sie wußte. Der Arzt getraute sich noch nicht, eine bestimmte Meinung über Sara's Zustand abzugeben, versprach aber noch am selben Tage wiederzukehren, um die Kranke weiter zu beobachten und sie mit Medicin zu versehen.

Am Abend desselben Tags hielt eine Kutsche vor dem Thore des Farmhauses, in welchem Sara jetzt

krank lag. Die Wagenfenster waren trotz der schwülen Luft aufgezogen. Ein ältlicher und ein junger Mann saßen in dem Wagen. „Geht hinein," sagte der ältere Mann, „ich darf mich noch nicht zeigen. Ich warte hier auf Euch."

Der junge Mann stieg aus. Im Hofe begegnete ihm der indianische Diener Richards und vertrat ihm den Weg. „Zu wem wollt Ihr?" fragte er, „mein Herr ist krank und kann Niemand empfangen."

„Wer ist Euer Herr?"

„Wenn Ihr nicht wißt, wer er ist, so habt Ihr auch hier nichts zu thun. Schert Euch von hinnen und beunruhigt kranke Leute nicht."

Die Insolenz des Dieners brachte den jungen Mann nicht aus der Fassung. Er sagte ihm, daß er kein Anliegen an irgend einen Herrn in dem Hause habe, dort wohne aber eine ältliche Frau, welche Margaretha heiße, die er sehen müsse.

„Ich lasse Euch nicht hinein," schrie der Diener. „Ihr seid ein sauberer Spion, der sich um Sachen kümmert, welche in fremder Leute Häusern vorgehen. Mein Herr will Niemanden erlauben, in's Haus zu kommen."

„So werde ich ohne Erlaubniß Eures Herrn hineingehen."

„Aber nicht ohne meine Erlaubniß," schrie der Diener. „Wer weiß, ob Ihr nicht zu dem Mörderpack gehöret, welches hier sein Wesen treibt und schon versucht hat, meinen Herrn umzubringen."

Ohne sich um das Gerede des Dieners zu kümmern, schritt der Mann auf das Haus zu. Aber Jener lief ihm nach, packte ihn bei der Brust und stieß ihn von der Hausthür zurück. Dann pflanzte er sich trotzig vor derselben auf.

Der Fremde drängte den Diener von der Thüre weg, der aber Jenem ohne Weiteres einen Faustschlag auf die Brust versetzte, aber schnell hatte er Ursache seinen Angriff zu bereuen. Die gewaltigen Schläge eines geübten Borers fielen flink nnd hart auf Brust, Kopf und Gesicht. Das Blut floß stromweise von ihm nieder und außer Stande, sich zu wehren, floh er, so schnell ihn seine Füße tragen wollten, nach dem Stalle, wo er sich versteckte.

Kein Mensch kam dem Fremden im Hause entgegen. Dieser klopfte leise an eine Thüre, von der ein eben so leichtes Herein erschallte; er trat hinein. Ein kranker Mann lag mit verbundenem Kopfe, anscheinend bewußtlos, im Bette, ein anderer Mann saß neben dem Lager. Dieser wechselte die Farbe, wie der Fremde eintrat. Er versuchte etwas zu sagen, aber die Worte wollten nicht von

der Zunge fließen. Der Fremde maß ihn mit eisiger Kälte, mit furchtbarer Ruhe, vom Scheitel bis zur Sohle. Dann ohne ein Wort zu sagen, drehte er sich um und ging aus dem Zimmer. So begegneten sich John Warrick und Randolph Gaston.

Gaston stieg die Treppe hinauf, und klopfte an eine andere Thüre. Eine Frau öffnete sie leise; sie stutzte, als sie Gaston erblickte, ging aber sogleich auf die Diele hinaus und winkte ihm, in eine andere Stube zu treten.

„Wie ist Sara jetzt, wie befindet sie sich?“ fragte dieser schnell.

„Schlecht, sehr schlecht,“ sagte Margaretha.

„Darf ich sie nicht sehen?“

Die Magd schüttelte verneinend den Kopf. „Es könnte ihr Tod sein. Eine Gemüthserschütterung könnte sie umbringen Sie bedarf der Ruhe.“

„Herr Gaston,“ fuhr Margaretha nach einer kleinen Pause fort. „Ich habe mich eines Unrechtes gegen Sie anzuklagen. Ich hatte schon vor längerer Zeit bemerkt, daß Sie Miß Gordon liebten. So bald ich sah, daß Ihre Neigung erwiedert ward, bin ich Ihrem Bestreben, Miß Gordon zu Ihrer Gattin zu nehmen, auf jede Weise entgegengetreten. Ein Grund, der nach meiner damaligen Ansicht gewichtig war, hielt mich ab, mich gegen

Sie zu erklären; ich fürchtete, daß die Thatsachen, welche ich dann nicht hätte verschweigen können, zu Miß Gordons Ohren gekommen wären. Für das Mädchen wäre das, was ich zu erzählen gehabt hätte, in hohem Grade peinlich und schmerzlich gewesen, auch Sie, Herr Gaston, hätte es tief verletzt. Jetzt erst sehe ich ein, daß das Verhehlen der Wahrheit unklug war, und ich habe mich entschlossen, sie Ihnen und auch Sara mitzutheilen, wenn sie je wieder wohl genug wird, um sie anhören zu können."

Eine Thräne fiel über die tiefen Züge Margaretha's hernieder, aber sie that sich Gewalt an und faßte sich; es dauerte auch einige Minuten, bis Gaston, dessen Blicke gleichweise thränenfeucht waren, den bittern Schmerz, welcher in ihm aufstieg, zu verschlucken im Stande war.

„Ich weiß Alles, das Ihr mir mittheilen könnt," sagte Gaston, „und mehr als das, was Ihr wißt; auch Sara weiß Alles."

Die Magd sah ihn bestürzt an.

„Eine der Ursachen, um derentwegen ich hieherkomme, ist, Euch mit dem wahren Grunde von Sara's Krankheit bekannt zu machen. Leset diesen Brief, welchen ich zuletzt von ihr erhalten."

Gaston überreichte Margaretha den Brief Sara's, in Indianopolis geschrieben. „Sie muß in der That Alles wissen," sagte die Magd schwer aufseufzend.

„Es ist wichtig," sagte Gaston, „daß der Arzt Sara's Gemüthszustand kennen lerne. Er muß wissen, was der Grund ihrer Krankheit ist. Ihr müßt es ihm, so bald er kömmt, mittheilen; später werde ich ihn selbst aufsuchen und hören, welche Behandlung er jetzt der Kranken angedeihen lassen wird."

„Er soll Alles von mir vernehmen," sagte Margaretha.

„Nur noch eins," sagte Gaston. „Sara wird genesen, ich fühle es, sie wird, dieser Engel kann die Welt noch nicht verlassen. Nach der Erfahrung, welche Ihr jetzt von der Stärke einer Liebe in ihrem Herzen gemacht habt, so tiefgewurzelt, daß Ihr sie nicht ausreißen könnt, ohne daß ihr Lebensfaden zugleich zerreiße, halte ich mich überzeugt, daß Ihr nicht mehr länger störend zwischen ihr und mir stehen werdet."

„Wie," sagte Margaretha bitter, „wollt Ihr die Tochter desjenigen ehelichen, welcher Euren Vater tödtete, soll Sara den Sohn von dem Manne zu ihrem Ehegemal nehmen, der ihre Mutter zur Verbrecherin und zur Selbstmörderin machte?"

„So helf mir Gott," sagte Gaston, „wie mein Entschluß jetzt noch fester steht, als er je gestanden hat, Sara Gordon zu heirathen. Mein Vater fiel durch die Hand von Sara's Vater. Aber er selbst verzieh, ja, er dankte dem Manne, welcher ihn tödtete. Ich habe einen Brief jetzt in meinem Besitze, den mein Vater an Paul Gordon schrieb, in welchem er sich als schuldig bekannte, in dem er im Vorgefühl des ahnenden Todes seinen Gegner rechtfertigt und ihn für den Tod dankt, welcher ihn, wie er die Ahnung hatte, durch dessen Hand treffen würde. Paul Gordon empfing den Brief spät, zu spät, erst nach dem Tode meines Vaters, oder die That, um welche er sich noch in bitterer Reue verzehrt, wäre nie begangen worden."

„Sie reden irre oder man hat Sie betrogen," versetzte die Magd. „Paul Gordon ist vor vielen Jahren im weiten Westen umgekommen."

„Gute Frau," sagte Gaston, „ich weiß mehr, als Ihr wißt. Auch die Warrick wissen mehr. Ihnen war es längst bekannt, daß Paul Gordon's Tod nur ein leeres Gerücht war. Er kehrte nach einer jahrelangen Gefangenschaft unter den Indianern hieher zurück und wohnt jetzt nur wenige Meilen von diesem Hause."

Gaston blickte erschreckt auf in das plötzlich kreideweiß gewordene Gesicht der Magd, welche sich krampfhaft an der Fensterbank festgeklammert hatte, um sich aufrecht zu erhalten. „Was fehlt Euch?“ rief er.

Sie schüttelte den Kopf. Nach einiger Zeit sagte sie: „Nichts, Nichts.“

„Der Brief, von dem ich Euch redete,“ fuhr Gaston fort, „zeigt mir, daß mein verstorbener Vater, stände er jetzt lebend hier, nichts gegen meine Verbindung mit Sara einzuwenden hätte; die Zustimmung von Sara's Vater zu unserer Heirath habe ich bereits erhalten, und da Ihr meinem Wort vielleicht nicht traut, so will ich Euch auf andere Weise überzeugen. In diesem Wagen,“ sagte er, aus dem Fenster zeigend, „sitzt Niemand anders, als Paul Gordon. Er wollte nicht aussteigen, um sich nicht vor John Warrick zu zeigen, der nichts davon wissen soll, daß wir einander kennen, und auch, weil seine Tochter noch nicht seine Existenz erfahren darf. Geht mit mir zum Wagen und Ihr sollt Sara's Vater von Angesicht zu Angesicht kennen lernen.“

Margaretha hatte das Gesicht verhüllt und ihre ganze Gestalt zitterte convulsivisch. Gaston war ängstlich um sie bemüht. Nach einiger Zeit kam sie

wieder zu sich. „Mein Körper," sagte sie, „ist in der letzten Zeit schwach geworden und Kummer um Sara hat mich noch mehr erschöpft. Ich bin diesen Zufällen krampfhafter Natur unterworfen, die aber nicht gefährlich sind. Jetzt muß ich wieder zur Kranken gehen. Ich traue Euren Worten ohne weitere Beweise und will Eurer Neigung nicht fernerhin in den Weg treten."

Gaston entfernte sich. Als er in den Wagen stieg, fragte ihn sein Gefährte: „wie ist meine Tochter?"

„Die Magd Margaretha kann ihren Zustand nicht beurtheilen," versetzte Jener; „wir müssen den Arzt selbst in St. Louis besuchen und uns mit ihm über die Kranke besprechen."

„Hat sie gute Pflege?" fragte Gordon.

„Sie könnte keine bessere haben. Margaretha hat sie, seit sie ein junges Kind war, umgeben, und liebt Sara, als wäre sie ihre eigene Tochter. In der That habe ich oft gedacht, daß die Magd mit Eurer Familie genau bekannt sein muß. Sie kannte alle Eure Verhältnisse zu meinem Vater, den Grund und den Ausgang Eures Streites; nur, daß Ihr noch am Leben seid, war ihr unbekannt."

Gordon sann lange nach. „Das Kind hatte eine Amme," sagte er, „eine gichtische Frau, welche

meiner Tochter immer mit besonderer Liebe zugethan war. Könnte es diese sein, welche später das Kind aufgesucht hat? Sie hieß aber nicht Margaretha, sondern Betty Southron."

„Dienstboten," sagte Gaston, „müssen oft den Namen annehmen, welche es den Grillen ihrer Herrschaft gefällt, ihnen zu geben. Vielleicht ist es diese, vielleicht eine andere Eurer Familie treu zugethane Gehilfin, die John Warrick für Eure Tochter aus Kentucky hat kommen lassen."

„Jedenfalls will ich sie bald selbst kennen lernen," sagte Gordon, „so bald meine Tochter genesen ist, und ich, ohne ihre Gesundheit zu gefährden, mich zu erkennen geben darf."

Gordon erkundigte sich noch über die Warrick und Gaston erzählte ihm, wie und in welchem Zustande er sie gefunden hatte. Nach kurzer Zeit langten Beide wieder in St. Louis an.

Neuntes Kapitel.

Eine ganze Woche war seit jener Nacht vergangen, in welcher Richard Warrick zu Boden gefällt wurde, bis er wieder zum vollen Bewußtsein gelangte. Die erste Person, deren er ansichtig wurde, war sein Vater, der mit verstörten, ängstlichen Mienen an seinem Bette saß. John Warrick war nicht von dem Bette seines Sohnes gewichen, seitdem dieser verwundet in's Haus getragen wurde. Aus der chaotischen Verwirrung, in welcher Geist, Herz und Gemüth des älteren Warrick befangen lag, tauchte die Vaterliebe rein und leuchtend hervor. Mit der Treue einer Mutter hatte er seinen Sohn gepflegt und in der Freude über seine beginnende Genesung wagte der gefallene Mann es wieder, seine Blicke und Gedanken zum Himmel, wie zum Danke, zu wenden.

Richard's erste zusammenhängende Gedanken kehrten zu der Nacht zurück, in welcher er seine gefährliche Wunde von unbekannter Hand empfangen hatte. Daß ein starker Schlag auf seinen Kopf gefallen war, war Alles, dessen er sich entsinnen konnte. Er hatte Niemanden gesehen. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß der, welcher ihn niedergeschlagen hatte, Randolph Gaston gewesen sei oder ein Mann, der von ihm zu dem meuchlerischen Anfalle gedingt worden war. Zu dem Hasse, mit welchem er seines Gegners gedachte, gesellte sich jetzt ein anderes Gefühl. Richard Warrick verachtete Gaston aus dem Grunde seines Herzens. Es that ihn wohl, sich selbst in seiner eigenen Seele über ihn stellen zu können. Richard wußte, daß er selbst Muth besaß. Gaston war feig. Das setzte ihn so grundtief in Jenes Meinung herab, daß er sich kaum noch herablassen konnte, diesen noch zu hassen. Ein Weib ohne Keuschheit, ein Mann ohne Muth, was sind die werth? „Ich will ihn vernichten;" sagte Richard zu sich, „wie ich einen Wurm zertrete, ich will nie mehr im offenen Kampfe mein Leben gegen ihn wagen. Diese Rücksicht hat er verwirkt. Vor acht Tagen hätte ich mit Freuden daran gedacht, wie er in den Zuckungen des Todes, von meiner Kugel getroffen, zu meinen Füßen sein

Leben ausgehaucht hätte. Jetzt will ich ihn tödten, aber ihm nicht die Ehre gönnen, je im Haß mich seiner wiederum zu erinnern."

Auf Richard's Veranlassung mußte sein Vater jetzt versuchen Sara zu sehen, um sich wenigstens bei ihr selbst, nach ihrem Befinden zu erkundigen. Aber Margaretha wies ihn kurz ab. Miß Gordon's Zustand bessere sich, sie verlange aber für's Erste Herrn Warrick nicht zu sehen. Wenn sie eine Unterredung mit ihm zu haben wünsche, würde sie es ihn wissen lassen. John Warrick schlich sich beschämt mit diesem Bescheide von dannen.

Während der nächstkommenden acht Tage empfand Richard alle Qualen des Fegefeuers. Sein Geist war so thätig, als je, aber sein Körper versagte ihm jeden Dienst, um seine Thatkraft auszulassen. Ein gebundener Mann, der vor einer vollen Tafel zu Tode hungert, der die Speise und den Trank sieht, welche er nicht berühren kann, mag dieselben Schmerzen empfinden, welche jetzt Richard erduldete. Der Arzt, welcher seine geistige Unruhe bemerkte, vermehrte noch seine Qualen durch die Versicherung, daß ohne Ruhe des Geistes, er einer schnellen Genesung vergeblich entgegensähe. Richard sah sich verdammt, seinen eigenen heißen

Wünschen auf baldige Wiederherstellung entgegenhandeln zu müssen, und er konnte es nicht helfen.

Der Halbindianer und die Schwarze mußten ihm genaue Nachrichten von Allem, was während seiner Krankheit vorgefallen war, bringen. Da hörte er, wie Margaretha schon einige Stunden nach seiner Verwundung ihren Weg zu Sara gefunden, wie Randolph Gaston an demselben Tage sein Erscheinen gemacht, und an jedem folgenden Tage sich wieder im Hause eingestellt hatte, ja, wie dieser sich mit eigenen Augen an den Leiden von ihm, ihm Richard Warrick, geweidet hatte. Welcher Tod ist schwer genug für dich, sagte Richard zu sich selbst, vor Wuth zitternd. Was gäbe ich darum, wenn ich dich nicht schnell tödten müßte, wenn ich mich Jahrelang deiner Todesqualen erfreuen könnte.

Richard vernahm auch jetzt, wie Sara schnell wieder genesen, wie sie ihr Bett schon wieder verlassen habe, wie sie stundenlang mit Randolph Gaston spreche. Gaston hatte noch eine Dienerin für Sara angenommen, auch zwei männliche Gehilfen, und da diese gar nichts zu thun hatten, so war es klar, daß sie nur zum Schutze von Sara's Person im Hause verweilten. Der eine von ihnen war ein alter Jäger, und der andere der frühere Po-

lizeibeamte, John Atkinson, ein Mann, der wegen seiner großen Körperkraft und Verschlagenheit im ganzen Staate Missouri bekannt war.

Siebenzehn Tage waren jetzt seit der Verwundung Richard's vergangen und zum ersten Male konnte er sich aus dem Bette erheben. Die Schwarze brachte ihm jetzt die Nachricht, daß Sara schon so weit genesen sei, um zum ersten Male den Versuch zu machen, in's Freie zu gehen. An dem morgenden Tage wollte sie nebst ihrer Dienerschaft das Haus verlassen, so viel hätte sie erfahren. Margaretha war schon mit dem Packen der Koffer beschäftigt. Wohin sie gingen, hätte sie nicht in Erfahrung bringen können, denn die Diener wären sehr schweigsam. „Seht da," rief sie aus, aus dem Fenster zeigend, „dort geht das kranke Mädchen auf dem Arme ihres Bräutigams gestützt, zum Garten."

Richard lehnte sich auf die Schwarze und ging mit unsichern Schritten zum Fenster. Vor sich sah er Sara Gordon und Gaston. „Ist es nicht hohe Zeit," sagte er, sich rasch zu seinem Vater wendend, „daß ich Ehebruch verhüte? Jedes Wort, das Sara Warrick, die Gattin Richard Warrick's, zu diesem Menschen redet, kann ein Verbrechen sein. Er hat mein Leben rauben wollen, soll ich

ihn auch die Ehre meines Weibes antasten lassen? Ich will sie beobachten."

Kein Flehen, keine Vorstellungen John Warricks halfen. Vergebens sagte er seinem Sohn, daß er sein Leben, wenigstens seine Gesundheit gefährde. Richard hüllte sich in einen weiten Ueberrock, stülpte den Hut auf seinen mit einem großen weißen Tuche verbundenen Kopf und auf einen Stock gestützt, schritt er zur Hausthüre hinaus.

So mächtig war die Wirkung der Sonnenwärme und des Tageslichts auf ihn, daß er sich geblendet und betäubt an die Wand des Hauses zu lehnen hatte. Seine Stellung war nicht ohne Gefahr. Der Halbindianer, welcher eine ungemeine Geschicklichkeit in der Kunst wilde Pferde zu zähmen besaß, war eben damit beschäftigt, zwei der ungezähmten Thiere, welche kürzlich auf den Prairien von Illinois eingefangen worden waren, und welche bis vor einigen Tagen in einem Stall, nie Gebiß oder einen Sattel gekannt hatten, einzufahren. Er hatte sie glücklich vor einem zweispännigen Karren eingespannt, auf den er sich, Zügel und Peitsche in den Händen, gestellt hatte, und die Rosse machten Seitensprünge, schlugen aus, und sprangen mit den Vorderbeinen in die Luft, auf jede Weise versuchend sich von dem Geschirre zu

befreien. Die Karre war aber so eingerichtet, daß die Pferde sie nicht beschädigen konnten, das Umwerfen derselben war fast unmöglich und das scharfe mexicanische Gebiß, das ihnen im Munde lag, gab sie ganz in die Gewalt des geübten Rossebändigers. Beinahe hätte der eine Huf des ausschlagenden Pferdes Richard getroffen, als er da stand. Der Indianer bemerkte ihn erst nach dessen Zuruf aus dem Wege zu fahren. Er lenkte weit ab und wankte, so schnell es ging, quer über den Hof, in den Garten.

Der Laut einer Stimme — der Stimme seines Feindes — verrieth ihm den Platz, wo dieser sich mit derjenigen unterhielt, welche Richard sein Weib nannte. Sie saßen in einer, gegen die Sonnenstrahlen gut geschützten Laube, und es gelang Richard unbemerkt von ihnen, hinter derselben einen Ruheplatz zu finden.

„Ich danke dem Himmel," hörte er Gaston sagen, „daß wir zu einer richtigen Erkenntniß unserer Lage gekommen sind. Ich zürne Dir nicht, ob des Entschlusses, zu dem Du gelangtest, als Dir Richard Warrick zuerst die schrecklichen Aufschlüsse gab, welche Dich an den Rand des Grabes brachten. Dein erster Eindruck war Gottlob! nicht der richtige. Die sündliche Liebe und der

sündliche Haß derer, welche uns das Leben gegeben, soll uns den Fluch nicht auflegen, eine tugendhafte Liebe, welche zu unsrer irdischen Glückseligkeit in unsere Herzen gepflanzt ward, zu dem Gifte werden zu lassen, welches unsere physische und geistige Kraft vernichten, unser Lebensglück zerstören und uns mit der Schuld eines langsamen Selbstmordes beladen, in die andere Welt senden würde. Glaube mir, Geliebte, es war eine höhere Leitung, nicht ein blinder Zufall, welcher mir Deinen Vater zuführte, welcher mich zum unparteiischen Richter in der Sache meines eigenen Vaters machte, und das Urtheil, welches ich damals gefällt, kann ich heute nicht zurücknehmen. Ja, ich darf mich mit einem leichten Herzen auf den morgenden Tag freuen, welcher Dich in die Arme eines Mannes führen wird, der würdig ist, Dein Vater zu sein."

„Ich bin Dein, Randolph," sagte Sara, „nicht ohne Kampf, nicht ohne schweres Ringen. Ich hegte Zweifel und irrte lange im Dunkel, ob des Pfads, welchen ich einschlagen sollte. Ich bin jetzt zur Klarheit durchgedrungen. Die Erinnerung an das Vergangene wird uns verlassen. Eine Wolke wird immer an unserem Lebenshimmel stehen; sie soll uns ernst machen, mein Randolph, aber nicht niedergeschlagen, sie soll die Wolke sein, welche bei

Tage vor uns hergehend, uns den rechten Pfad auf unserer Lebensreise leitet."

Die Liebenden verfielen in ein langes Schweigen, in ein tiefes Sinnen, in welchem Jeder die Gedanken des Andern klar in seinen Blicken zu lesen vermeinte. Die stillen Andachtsmomente der Liebe vergingen den Beiden, die den Fittig der Zeit nicht rauschen hörten, als wäre es ein Augenblick, aber seelenpeinigend waren sie dem Horcher hinter der Laube.

Gaston brach zuerst das Schweigen. „Morgen, meine Sara, morgen wird ein großer Tag für Dich sein, der Tag der ersten Vereinigung mit Deinem Vater, der letzten mit mir, denn nie wieder wollen wir uns trennen."

„Ehe wir jetzt von einander scheiden," sagte Sara, „will ich Dir ein Versprechen abnehmen. Vermeide Richard Warrick auf immer. Gedenke an unsrer Väter Unglück. Laß keine Blutschuld Deine Seele belasten."

„Noch weißt Du nicht Alles, was vorgefallen ist," erwiderte Gaston, „aber bald sollst Du es erfahren. Richard Warrick wird uns wahrscheinlich nur noch einmal begegnen. Dann wird er sich glücklich schätzen, wenn es ihm erlaubt wird, auf

immer unser Aller Gegenwart zu meiden. Wir haben ihn nicht länger zu fürchten."

Die Beiden gingen nach dem Hause zurück. Richard wartete eine Weile und schlich sich dann wieder, so schnell er vermochte, nach dem Stalle, wo er sich niedersetzte. Er wartete dort eine geraume Weile. Nach einiger Zeit war ihm, als hörte er auf dem Heuboden ein Geräusch und er rief den Namen des Indianers, erhielt aber keine Antwort. Bald nachher trat dieser mit den abgeschirrten Pferden in den Stall und band sie an. Richard, den er nicht bemerkt hatte, rief ihm zu: „schließ die Stallthüre."

Der Indianer that es.

„Sieh zu, ob Niemand auf dem Heuboden oder hier unten ist."

Der Indianer schwang sich auf den Boden hinauf, wo er sich umsah. Dann ging er in dem Stalle umher. „Niemand," sagte er.

„Gut," sagte Richard. „Es sind schöne, starke, wilde Thiere, welche Du hier hast. Wem gehören sie?"

„Dem Squire Walton," erwiederte dieser. „Er bezahlt mich dafür, daß ich sie zum Reiten und Fahren breche. Hätte ich sie, sie wären mir um dreihundert Dollars nicht feil."

„Schöne Thiere," versetzte Richard. „Wer weiß, ob ich sie nicht für Dich kaufen werde, aus Dankbarkeit für das, was Du gethan hast und was Du noch für mich thun wirst. Sind sie beschlagen, Peter?"

„Nein," sagte Peter, „das dürfen wir nicht wagen. Ich möchte einem ihrer Hufe nicht zu nahe kommen, wenn sie die Schuhe darauf hätten. Wie sie jetzt sind, sind sie gefährlich genug."

„Meinst Du, daß sie mich hätten tödten können, als ich vorhin am Hause stand, wären sie beschlagen gewesen und Du hättest sie nicht ablenken können."

„Unbeschlagen, wie sie waren, hätten sie Euch getödtet, wenn sie über Euch gegangen wären. Der Hengst ist tückisch gleich einem Maulesel und der lebt nicht lange, der unter seine Hufe kömmt."

„Meinst Du, daß Du sie heute beschlagen haben könntest?"

„Warum?"

„Wohnt ein Schmidt weit von hier?"

„Nur eine halbe Stunde von diesem Hause."

„Kennst Du Randolph Gaston," fragte Richard weiter.

„Wer ist das," versetzte Peter.

„Du hast ein schlechtes Gedächtniß, Peter. Ich glaube, ich sehe die Schrammen noch in Deinem Gesichte, welche er Dir geschlagen."

Das Gesicht Peter's verzog sich zuckend. Sein indianisches Blut rollte kochend durch seine Adern. Er ballte die Fäuste, stampfte auf den Boden und machte die leidenschaftlichsten Bewegungen. Richard sah ihm gelassen zu.

„Und wenn ich dafür hängen sollte," schrie Peter wüthend, „ich muß mich rächen, rächen an dem Hund."

„Laß Deine Pferde beschlagen," sagte Richard, „und Du kannst Dich rächen, ohne dafür zu hängen. Nicht wahr, Dein Freund Gaston geht sehr oft über den Hof nach dem Garten?"

„Jeden Tag wohl zehn Mal," erwiederte der Indianer knirschend, „er pflückt dort Blumen und Früchte für das Mädchen, welches Ihr in's Haus brachtet. Sie tritt dann auf die hintere Verandah hinaus und sie sprechen manchmal Viertelstunden lang mit einander, er in dem Hof und sie oben stehend."

„Und wenn Du Deine Pferde in dem Hofe herumtummelst, was thust Du dann, damit sie Deinem Freunde nicht zu nahe kommen und ihm etwas zu Leide thun."

„Er winkt mir, daß ich sie auf die Seite fahre oder ausspanne, und oft muß ich aus der Pforte hinaus, wo der Boden uneben ist, und die Karre leichter umschlagen kann.“

„Und das thust Du?“

Peter knirschte und sah zu Boden, Zorn und Schaam machten sein rothes Gesicht noch röther.

„Höre mal, Peter,“ sagte Richard, „wenn Du an einem schönen Abend im Hinterhalt mit Deiner Büchse liegst und Gaston durch das Herz schießest —“

„Beim Himmel, das will ich noch heute thun —“

„So,“ fuhr Richard fort, „hängen sie Dich in St. Louis an den Galgen, denn glaube mir, sie werden Dir sicherlich auf die Spur kommen.“

„Dann will ich hängen,“ sagte Peter, „wenn ich nur vorerst meine Rache gehabt habe.“

„Aber wenn Deine Pferde zum Beispiel beschlagen wären, und da sie sehr wild sind, Du nicht im Stande wärest, sie zu lenken, und sie gerade auf Deinen Freund zu liefen und er unter ihre Hufe käme, und es Dir dann erst gelänge, die Pferde zu halten, so daß sie nicht vorwärts kämen und auf ihn treten müßten, bis er todt wäre, so würde man Dich nicht hängen.“

Die Augen des Indianers leuchteten und sein ganzes Gesicht erhellte sich, da ein klarer Gedanke durch sein Hirn schoß.

„Man würde Dich nicht hängen," fuhr Warrick fort, „denn Jedermann würde sagen, Dein Freund wäre durch einen unglücklichen Zufall um's Leben gekommen. Man wird Dich höchstens bedauern."

Peter ging schnell auf die Pferde zu und band sie los. „Was willst Du thun," fragte Richard.

„Die Thiere beschlagen lassen," antwortete Jener.

„Du mußt erst nach St. Louis reiten, einen Brief dort abgeben, und unsere Briefe von der Post holen. Nachher laß die Pferde beschlagen. Und merke wohl, Gaston beabsichtigt schon morgen auf immer sich von hier zu entfernen, so daß, was geschieht, heute geschehen muß."

„Es sollte innerhalb einer Stunde vor sich gehen, wenn Ihr mich nicht nach der Stadt schicktet."

„Nein, nicht so früh. Ich fahre auch heute von hier fort und es darf erst vorgenommen werden, nachdem ich fort bin. Und noch eins, wenn die Pferde den Menschen todtgeschlagen haben, so wird der Eigenthümer sie gern verkaufen. Man behält nicht gern Thiere, wenn sie Schuld an einem

Todesfalle gewesen sind. Dann kaufe ich sie und schenke sie Dir."

Peter schien außer sich vor Freude zu sein.

„Ich habe Dir noch etwas zu sagen," fuhr Richard fort. „Es mag sich vielleicht ereignen, daß das Mädchen oben im Hause just auf der Verandah steht, wenn die Pferde scheu werden, und auf Deinen guten Freund losrennen."

„Das wird sich sehr wahrscheinlich so treffen," sagte Peter.

„Wenn das der Fall ist und Gaston vor den Augen des Mädchens zu Tode gestampft wird, weißt Du, was ich dann für Dich thun werde?"

„Nun?"

„Deine schwarze Frau ist eine Sclavin. Nicht wahr? Ich kaufe sie von ihrem Eigenthümer und schenke ihr die Freiheit. Hier ist das Geld zum Pferdebeschlagen."

Richard warf dem Indianer einige Thaler zu und ging langsam zu seinem Vater hinein. Dann setzte er sich an den Schreibtisch und fing einen Brief an den Mann an, der ihm als Secundant in dem Duelle mit Gaston hätte dienen sollen. Dieser kannte schon die Ursache, warum Warrick sich nicht zur angesetzten Zeit hatte stellen können. Er bat ihn jetzt, sogleich dem Secundanten Gaston's

zu melden, daß er beinahe wieder hergestellt sei, und daß er begierig wäre, sich seinem Gegner zu stellen, jedoch dürfte der Tag des Zweikampfes nicht auf eine frühere Zeit als nach drei Tagen festgesetzt werden, weil er erst dann stark genug zum Ausgehen sein würde, und müßte nicht auf eine viel längere Zeit verschoben werden, da er binnen Kurzem diese Gegend zu verlassen gedenke.

Der Brief wurde an Peter gegeben und ihm zugleich aufgetragen, in der Stadt eine Kutsche auf zwei Tage zu miethen und dieselbe gleich herauskommen zu lassen.

Richard theilte jetzt seinem Vater seinen Plan mit.

„Es ist Zeit," sagte er, „daß wir Paul Gordon aufsuchen. Er hat mir seine Einwilligung zur Heirath mit seiner Tochter gegeben; ich habe sie benutzt. Die kleine Täuschung, welche ich mir gegen ihn erlaubt habe, da ich ihm nicht sagte, daß seine Tochter mit mir reise, wird er meiner übergroßen Liebe zu Gute halten müssen. Noch, das habe ich erfahren, hat er seine Tochter nicht kennen gelernt. Sie haben weiter nichts zu thun, als so viele Zärtlichkeit, als möglich gegen ihren Jugendfreund auszulassen, ihm, der Wahrheit gemäß zu sagen, wie sie meiner Hochzeit beigewohnt, welche

plötzlich und unerwartet gefeiert worden, da meine Braut, nicht wissend, ob sie je von ihrem Krankenbette aufstehen würde, darauf bestanden hätte, mich gleich zu heirathen."

John Warrick zitterte am ganzen Körper.

„Hast Du mir nicht eben selbst gesagt," schrie er, „daß Gaston Paul Gordon kennt, daß er ihm sein Liebe zu Sara erklärt hat?"

„Thorheiten," erwiederte Richard. „Können wir nicht sagen, daß Gaston gelogen hat? Ist mein Trauschein nicht ein besserer Beweis, als seine Worte es sind?"

„Und wird Gordon nicht gleich zu seiner Tochter eilen, und wird sie Deine Erzählung oder die Gaston's bestätigen?"

„Mein theurer Herr Vater," sagte Richard, „wir müssen in unsern Berechnungen stets den Lauf der Begebenheiten als ein Etwas in Anschlag nehmen. Es kann sich Manches, das unserer Sache günstig ist, zwischen heute und morgen ereignen. So glaube ich zum Exempel, daß Sara schwerlich morgen die Neigung bezeigen wird, welche sie ohne Zweifel heute hat, Gaston zu heirathen. Vielleicht, ja, ich halte mich davon überzeugt, daß sie dann den Inhalt dieses Trauscheins nicht in Abrede stellen

wird. Jedenfalls verstehe ich die Anordnung dieser Sache besser, als Sie es thun."

John Warrick verstand nicht den dunkeln Sinn der Worte Richard's. Nichts half es, daß Jener zitternd, bebend und sogar weinend seinen Sohn mit Einwürfen aller Art belästigte. Dieser sagte nur: „Ihre Nerven sind abgespannt, Sie sind schwach geworden, greifen Sie lieber zu dem gewöhnlichen Mittel, sich zu stärken" und damit schob er ihm die Branntweinflasche zu.

Die Kutsche und der Indianer waren zugleich angekommen. Der Letztere hatte auf der Post einen Brief aus Neu-York für John Warrick empfangen. „Lesen wir ihn im Fahren," sagte Richard, „steigen Sie jetzt gleich ein."

Dem Indianer flüsterte er noch im Einsteigen zu: „Steht Dein Entschluß in Bezug auf unsere Freundschaft?"

„Er soll den heutigen Tag nicht überleben," erwiederte Peter.

Der Wagen mit den beiden Warrick rollte schnell die Bonhommestraße entlang, Richard, kaum im Stande, sich vor Mattigkeit und Schmerz aufrecht zu halten. Es war nur die Entschlossenheit seines Geistes, welche den erschöpften Körper stützte.

Es war um vier Uhr am Nachmittag desselben Tages, als Peter mit den beiden Pferden in das Hofthor geritten kam. Er saß auf dem Hengste und führte das andere Thier an einem Seile. Die Rosse bäumten sich und machten wüthende Sätze, der Reiter aber, welcher von seiner frühesten Jugend an, kaum etwas anderes gethan, als wilde Pferde bändigen, behauptete seinen Sitz auf dem bloßen Rücken des armen Thieres so leicht, als säße er auf einem Stuhl und vereitelte alle Versuche des andern, sich der Herrschaft seiner Hand zu entwinden. Eine wilde Zufriedenheit leuchtete aus seinen Zügen, als er sie in den Stall geführt und die Thiere mit den Schuhen, welche sie zum ersten Male in ihrem Leben an hatten, wüthend zu schlagen anfingen. Die Splitter flogen rechts und links aus den Brettern des Fußbodens. Sie waren mit den schweren Schuhen beschlagen, welche man Arbeitspferden aufzulegen pflegt und die Nägel derselben waren geschärft, als wäre es mitten im Winter und der Fuhrmann befürchte, die Thiere könnten auf dem Eise ausglitschen. Mit einem gewandten Satz schwang sich Peter jetzt über die Barriere im Stalle, so daß er an den Kopf des einen Pferdes zu stehen kam und nichts von dessen Schlagen zu befürchten hatte und legte ihm das

Geschirr an. Dasselbe that er mit dem andern Rosse. Es wäre von jedem Anderen ein gefährliches Wagestück gewesen, aber ihn kannten und fürchteten die Thiere. Dann schlich er sich an die Stallthüre, um den Hof zu übersehen. Sara saß auf der Verandah und Gaston schritt gerade aus dem Hauptgange des Gartens auf das Thor zu und jetzt trat er in den Hof. In der rechten Hand hielt er einen Strauß und an dem linken Arm hing ein Körbchen frisch gepflückter Früchte. Er lehnte sich seiner Gewohnheit nach an die Einhegung des Gartens und wechselte einige freundliche Worte mit Sara.

Hurtig schlüpfte Peter in den Stall zurück und faßte die Pferde bei dem Zügel, um sie zum Wagen zu führen. Da hörte er plötzlich ein leises Pfeifen und stutzte.

Das Pfeifen wurde wiederholt, aber lauter und deutlicher. Es kam vom Heuboden. „Wer ist oben?“ rief Peter.

Keine Antwort kam, aber oben pfiff Jemand noch vernehmlicher. Peter schwang sich schnell nach dem Boden hinauf. Dort war er kaum angelangt, als er plötzlich zu Boden gerissen wurde. Jemand preßte seinen Kopf so fest in das Heu, daß er kaum Athem holen, viel weniger einen Laut aus-

stoßen konnte. Er rang schwer, aber gegen eine ihm weit überlegene Kraft. Ein Mann hatte sich auf seinen Nacken gesetzt, und legte eine Schlinge um seinen Hals. „Rührst Du Dich," flüsterte er Peter in's Ohr, „so ziehe ich die Schlinge zu." Dann band er ihm die Hände auf den Rücken, daß das Seil tief in sie einschnitt, dann die Füße, verstopfte ihm den Mund mit einem Tuche und verband ihm die Augen. Er sprang dann in den Stall hinab, und kehrte mit zwei Pferdedecken zurück, in welche er Peter mit Seilen dermaßen einschnürte, daß Niemand erkennen konnte, was in dem Bündel enthalten war. So mußte dieser wohl eine Stunde lang liegen bleiben. Der Mann hatte gewartet, bis Niemand im Hause war. Nun warf er einen Haufen Heu in den Stall hinab, nahm das Bündel auf, in welches er den Indianer gewickelt hatte und ließ ihn vorsichtig vom Boden herab auf's Heu fallen. Er überzeugte sich dann noch ein Mal, daß der eingewickelte Mann athmen könne, lud ihn auf den Rücken, stieg mit ihm über die Einhegung und verlor sich unter den nahen Eichbäumen. Ein gewöhnlicher mit zwei Pferden bespannter Bauerwagen stand mitten im Haine. In diesen legte der Mann seine Bürde nieder und deckte sie lose mit Heu und Stroh zu, das im

Wagen lag. Dann sprang er selbst hinein, peitschte die Pferde in schnellem Trab und entschwand bald aus dem Gesichtskreise des Hauses, auf dessen Verandah sich noch Gaston und Sara in trauten Gesprächen unterhielten.

Zehntes Kapitel.

Es war Nacht und Sara, welche, eine nachbleibende Schwäche ausgenommen, völlig gesundet war, ruhte in dem tiefen und erquickenden Schlaf, mit welchem die gütige Natur den Kräften genesender Personen zur Stärkung naht. Helles Mondlicht spielte auf dem Lager und beleuchtete die reizenden Züge der Schläferin. Die Thüre der Nebenstube öffnete sich leise und die Gestalt einer alten Frau nahte sich dem ruhenden Mädchen.

Es war Margaretha. Seit den wenigen Wochen, welche seit der Explosion des Parana vergangen waren, war sie um mehr als so viele Jahre gealtert. Ihre Haare waren jetzt ganz grau geworden. Die Züge waren gefurcht, gleich denen einer sechzigjährigen Frau und noch war sie manches

Jahr von den Fünfzigern entfernt. Nur ihre Gestalt war noch gerade und ungebeugt.

Sie lehnte sich schmerzlich über das Mädchen und heiße Thränen tröpfelten über deren Gesicht, als sie ihr die Stirne und die Lippen küßte. „Zum letzten Male! zum letzten Male!“ seufzte sie. Sie versuchte den großen Schmerz, welcher in ihr aufstieg, zu unterdrücken und that sich Gewalt an, bis ihr ganzer Körper krampfhaft bebte, aber sie konnte sich nur auf eine kurze Zeit bezwingen. Sie öffnete leise die Thüre, welche aus der Schlafkammer zur Verandah führte und nachdem sie diese angelehnt, warf sie sich auf die Erde und schluchzte laut, als sollte ihr Herz brechen. Es dauerte eine geraume Zeit, bis sie wieder zu sich kam.

Dann trat sie wieder vor das Bett der Schlafenden, und wandte ihre Blicke, welche durstig nach dem Anblick der Schläferin zu sein schienen, nicht wieder von ihr. Nur manchmal faltete sie die Hände, zum Himmel blickend.

Die Nacht schritt langsam vor. Der Tag fing an zu grauen. Margaretha stand noch neben dem Lager. Sie streckte jetzt die Arme gen oben und fiel auf die Kniee, leise betend: „Mein Gott! Mein Gott! Habe ich nicht durch lange Jahre gekämpft und gelitten und mein Kreuz in Demuth

und mit Kraft getragen? Kennst Du nicht mein gebrochenes Herz? Ist meine Schuld nicht gebüßt? Und jetzt will dieses schwache, niedergetretene Herz das Schwerste thun, was es zu thun vermag. Ich will, mein himmlischer Vater, dieses Kind verlassen.

Sei Du mit ihr, Gott und Vater. Laß die Reine nicht entgelten, was die Sünderin verbrochen Mache ihre Bürde leicht. Mache ihren Weg eben. Leuchte Du mit Deinem Lichte, daß sie nicht falle.

Mir, o Vater, Krankheit, mir Schmerz, mir ein qualvolles Leben oder einen erlösenden Tod, wie Du es in Deiner Weisheit beschlossen. Ich bin gewohnt zu leiden und dulde gerne, nur das Uebermaß von dem, was ich erduldete, laß es gelitten sein für sie, und lege Deine Vaterhand, welche mich so schwer und so gerecht gezüchtigt, milde auf ihr Haupt."

Das Rollen eines Wagens wurde in der Ferne hörbar, der Schall kam näher, dann ganz nahe und es ward stille. Margaretha ging in ihr Zimmer und kehrte mit einem Briefe zurück, den sie auf den Tisch, welcher vor dem Lager stand, legte. Dann warf sie noch einen Blick auf die Schlafende, einen Blick, in welchem die Intensität der stärksten Gefühle der menschlichen Natur gesammelt war.

Sie wandte sich dann rasch mit einem gewaltigen Entschlusse und schritt schnell, als suchte sie vor ihrer eigenen Schwäche zu entfliehen, ihr Gesicht bedeckend, aus dem Zimmer. Auf dem Gange begegnete ihr der Bischof.

„Bist Du bereit, meine Tochter?“ fragte er.

„Ich bin es,“ sagte sie.

„Ist Dein Entschluß unerschüttert?“

Margaretha antwortete durch ein Neigen des Haupts bejahend.

Sie ging in ihr Zimmer und kam mit einem Bündel heraus. In ihrem Gesicht war keine Thräne mehr, aber ein Schmerz, größer wie Thränen ihn ausdrücken können, lag über ihren Zügen verbreitet.

„Ich bewundere Dich, Margaretha,“ sagte der Bischof, „denn Du bist stark. Was Du thust, Wenige würden es Dir gleich thun können.“

„Ihr wollt noch die glückliche Entwickelung dieser Angelegenheit abwarten.“

„Ich habe es Dir versprochen, Margaretha.“

„Während der Zeit will ich mich in St. Louis versteckt halten und dann mit Euch in Eure Heimath zurückkehren, wo Ihr der alten sterbenden Frau Schutz geben wollt, wie Ihr einst das junge Kind geschützt habt.“

„Wäre es nicht besser, Margaretha, Du reistest vor mir in die Heimath, wozu Du Dich früher entschlossen hattest? Es ist nicht gut, Dein eigenes Herz zu quälen, in dieser Nähe verweilend. Entferne Dich schnell und schließe auf einmal mit Deiner Vergangenheit ab.“

„Ich muß ihn noch ein Mal sehen,“ sagte Margaretha, „der mich niemals erblicken soll, ehe ich scheide. Hindert mich nicht an meinem Vornehmen, denn glaubt mir, es ist die Entschließung einer Sterbenden.“

Sie sah den Bischof traurig an; dieser heftete seine Blicke lange auf sie. Er las in ihren Zügen, daß sie die Wahrheit gesprochen.

„Folge den Eingebungen Deines eigenen Herzens,“ sagte er.

Der Bischof und Margaretha waren schon seit zwei Stunden auf ihrer Reise, ehe Sara erwachte. Sie kleidete sich an, und entdeckte erst dann den Brief, welchen Margaretha ihr hinterlassen hatte. Gaston ließ sich bald nachher melden und erblickte das Gesicht seiner Geliebten, in heißen Thränen gebadet.

Statt der Antwort auf seine ängstlichen Fragen reichte sie ihm den Brief, den sie in den Händen hatte. Gaston las:

Sara Gordon!

Die, welche seit siebenzehn Jahren Dich umgeben, muß heute von Dir scheiden. Verzeihe ihr, daß sie nicht stark genug ist, Dir Auge in's Auge zu sehen, wenn sie Dir Lebewohl sagt.

Lebe wohl! Lebe tugendhaft! Lebe in der Furcht Gottes! Dann wirst Du glücklich leben.

Die Dir schreibt, hat seit langen Jahren nur Einen Zweck, Ein Ziel, Ein Streben gekannt. Es war: Du. Sie hat nur Eine Freude, Eine Glückseligkeit genossen. Es war: Du.

Sie kannte Deine Mutter gut. Sie durfte Mutterstelle bei Dir nicht vertreten, aber sie that, was sie durfte. Wenn Du Dich vielleicht nicht ohne Sehnsucht Der erinnerst, welche Dich so lange umgeben, so denke zugleich Deiner geschiedenen Mutter, denn der Mutterliebe verdankst Du die Gegenwart derjenigen, welche Dich so lange fürsorgend umgeben hat.

Traue den Worten Einer, welche Dir nichts als Wahrheit sagen will. Deine Mutter war schwach, aber nicht schlecht. Sie büßte schrecklich um Einer Uebelthat wegen. Sie durfte hoffen,

als sie schied, daß ihr Gott verziehen hatte. Warum sollte sie nicht hoffen dürfen, daß ihre Tochter ihr einst verzeihen würde! Kind, denke oft Deiner Mutter und bete für sie.

Forsche nicht, wo ich bin. Für meine Zukunft ist gesorgt. Nach meinem Tode sollst Du noch ein Mal vor mir hören.

Margaretha.

Sara war tief erschüttert und ihre Gefühle theilten sich ihrem Geliebten, wie durch magnetische Kraft mit.

„Ich habe nie gewußt," sagte das Mädchen, „wie theuer mir Margaretha gewesen, bis diesen Morgen. Ich schätzte sie immer hoch. Ich achtete ihren gediegenen und strengen Charakter. Ich würdigte ihre Treue, aber ich habe sie nie geliebt, bis jetzt."

„Dein Vater," versetzte Gaston, „wird um die eine Hoffnung ärmer, zugleich mit seiner Tochter ihre treue Pflegerin zu begrüßen. Ohne Zweifel ist Margaretha eine vertraute Dienerin in Deinem elterlichen Hause gewesen, wie Dein Vater, als ich ihm Margaretha und ihre treue Sorgfalt für Dich beschrieb, selbst vermuthete."

Die Zeit war jetzt zur Abreise gekommen. Sara, von Gaston und einer Magd begleitet, stieg in den Wagen, der auf der Bonhommestraße entlang rollte, sich der Insel nähernd, auf der sie ihren Vater wiederzusehen bestimmt war.

Eilftes Kapitel.

Es war zwei Stunden nach Mittag an dem Tage, welcher Margaretha's Trennung von Sara voranging, daß ein Mann in Galopp auf dem Wege, welcher auf einer Seite von dem Miſſouri-ſtrome, auf der andern von den Farmen in Bonhomme-Bottom begrenzt iſt, dahin ſprengte. Er band ſein ſchweißtriefendes Pferd an den Zweigen eines großen Sycamore an, deſſen blättervolle Aeſte das ermüdete Thier gegen die heißen Sonnerſtrahlen ſchützten. Der Reiter wandte ſich dann gegen den Fluß und ſchrie nach der ihm gegenüberliegenden Inſel den Namen Cäſar ſo lange, bis der dem Leſer bekannte Neger, aus ſeiner Ruhe aufgeſtört, ſich dem Ufer der Inſel nahte und nach des Mannes Begehren fragte. Er erhielt den Beſcheid, daß Jener

zu dessen Herrn wollte, worauf Cäsar den Mann alsbald in seinem Kahn nach dem Eiland hinüberführte.

Paul Gordon saß vor der Thüre seines Hauses. Der Mann gab ihm einen Brief ab und weigerte sich, eine Erfrischung einzunehmen, da er eilen müsse, zurückzukehren. Cäsar ruderte ihn sogleich nach dem festen Lande zurück.

Paul erbrach den Brief hastig und las die folgenden Worte: „Die Warrick werden Euch heute noch einen Besuch abstatten. Gegen Abend werden sie auf dem Eiland eintreffen. Bereitet Alles zu ihrem Empfang vor. Auch ich besuche Euch noch im Laufe der Nacht. Erwartet mich."

Zu der Zeit, daß Paul diesen Brief las, waren die Warrick bereits auf dem Wege zu ihm. John Warrick hatte den Brief eröffnet, den er vorhin empfangen hatte. Er war von seiner Frau und in demselben war ein anderer Brief eingeschlagen, bei dessen Anblick der, an welchen er gerichtet war, heftig zu zittern anfing. Es waren die Schriftzüge Paul Gordon's, welche er, trotz der vielen Jahre, in welchen er sie nicht gesehen, gleich erkannte. Bei dem Lesen des Briefes brach er in die heftigsten Ausrufungen der Verzweiflung aus. Richard, der dieser leidenschaftlichen Erregungen seines Vaters bereits gewohnt war, widmete

ihm keine Aufmerksamkeit. Sein Vater reichte ihm den Brief zum Lesen, aber Richard war zu schwach, sich von seinem Inhalt selbst zu überzeugen. Seine Augen versagten ihm den Dienst. Er ward während jeder Minute, daß er das Rütteln des Wagens über den nicht zu guten Weg verspürte, kränker. Sein Vater mußte ihm den Brief vorlesen.

„Zeit, Geld, Ruf, Charakter und Gesundheit, Alles ist dahin und verloren und wofür?“ schrie der ältere Warrick, die Hände ringend, „Um das zu Wege zu bringen, was Paul Gordon hier mir freiwillig anbietet. O, des schändlichen Unglücks! Hätte Gordon nur einen Monat früher geschrieben, ich wäre ein glücklicher Mann. Und was bin ich jetzt? Ein Bettler, ein Auswurf der Gesellschaft, ein Verbrecher.“

In der That klagte John Warrick nicht auf unpassende Weise das Unglück an, welches ihn in seine jetzige elende Lage gebracht hatte. Es war eine Laune des Glücks, welches ihn früher gehoben hatte. Nicht seinem Charakter, seinen Principien hatte er seinen Erfolg zu danken gehabt, nur dem blinden launenhaften Zufalle. Würde Paul Gordon den Brief wirklich einen Monat früher geschrieben haben, John Warrick hätte vielleicht in einem hohen Alter die Welt verlassen, von dieser als ein

achtbarer, gerechter, um die Gesellschaft verdienter Mann betrauert, sich selbst auf dem Todtenbette mit dem Bewußtsein beruhigend, daß er als ein braver Mann, als ein guter Mensch auf der Welt gelebt hatte. Wie manchen Mann haben die Wege des Schicksals auf einen hohen Platz gehoben, der gleich John Warrick, nicht die Kraft in sich hatte, gegen sie zu ringen, wenn sie ihn zufällig in das Zuchthaus hätten schleudern wollen.

John Warrick hörte nicht auf zu klagen und zu jammern, denn er war jetzt auf den verächtlichen Punct hinabgesunken, wo er den übelriechenden Ausfluß seines Geistes nicht länger an sich halten konnte. Richard duldete es eine lange Zeit, anscheinend zu schwach, um zu reden. Endlich sammelte er seine Kräfte zu einer Anstrengung.

„Sie müssen," sagte er, „in der That aufhören zu schreien, wenn ich nicht hier unter Ihren Händen sterben soll."

Diese Worte und die Art, wie sie gesprochen wurden, flößten John Warrick den heftigsten Schreck ein. Er beschwor seinen Sohn, gleich auszusteigen, in dem ersten Farmhause zu übernachten und seiner geschwächten Kräfte zu schonen. Aber dieser winkte nur, ihn unwillig mit der Hand abwehrend, und die Reise wurde fortgesetzt.

Als sie an dem Platze angekommen waren, welcher der Insel Paul Gordon's gerade gegenüber lag, war es schon in der Dämmerung. Es gelang nur den angestrengtesten Bemühungen John Warrick's und des Kutschers, Richard aufrecht zu halten, bis Cäsar mit dem Boote erschien, und er war schon im heftigen Fieber und redete irre, als er in's Haus geführt wurde. Cäsar sagte, sein Herr wäre auf die Jagd gegangen, und würde erst sehr spät am Abend zurückkehren, weßhalb er John Warrick rieth, diesen nicht zu erwarten, sondern sich gleich zur Ruhe zu begeben. Dieser folgte gern dem Rathe, auch seiner selbst wegen, da er sich ängstlich vor dem Wiedersehen seines Jugendfreundes scheute.

Cäsar führte sie gleich nach der Halle, welche, dem Leser bereits bekannt, zum gewöhnlichen Aufenthaltsort Paul Gordon's diente. Zwei Betten standen an den Wänden. Uebrigens war der Raum mit allen nöthigen Möbeln wohl versehen. Richard, noch stark phantasirend, wurde gleich zu Bette gebracht, sein Vater schlug das angebotene Abendessen aus, verlangte nur Limonade zur Erfrischung für seinen Sohn, und blieb bei dem Scheine einer Lampe, treu um ihn besorgt, an seinem Lager sitzen.

Kaum, daß Cäsar den Willen des Gastes erfüllt hatte, und von diesem beschieden worden, daß seine Dienste nicht länger von Nöthen seien, so ging er aus dem Hause hinaus und in das Wäldchen, welches sich am westlichen Ende der Insel ausbreitete. „Ich habe gethan, Massa, was Ihr mir geheißen habt," sagte er zu einem Manne, den er dort auf einem Baumstumpfe sitzend fand. „Der jüngere Mann ist sehr krank und zu Bette, der ältere wacht bei dessen Lager."

„Es ist gut," erwiederte ihm sein Herr. „Geh' heute Nacht nicht zu Bette. Ich erwarte noch Jemand. Wenn es ganz dunkel wird, so fahre mit Deinem Kahne hinüber und führe den hieher, der nach mir fragen wird."

Es war eilf Uhr, als ein Wagen nahe der Stelle hielt, wo Cäsar im Boot wartete. Ein Mann sprang heraus und gab ein lautes Pfeifen, als Signal von sich.

„Ich warte schon hier," rief Cäsar, im Boote aufstehend.

„Gut," erwiederte der Mann, „ich habe ein schweres Bündel im Wagen, hilf mir es in den Kahn tragen und warte auf mich, bis ich mein Gespann untergebracht habe."

„Das wiegt schwerer, als ein Caffeesack, Massa,“ sagte der Neger lachend, und seine weißen Zähne im Mondlicht zeigend. „Ihr bringt wohl einen großen Schatz in's Haus.“

„Nimm ihn nur gut in Acht und laß ihn Dir nicht aus den Händen schlüpfen,“ sagte der Mann, als sie die Last etwas unsanft in den Kahn warfen.

Nach einer halben Stunde kehrte der Mann wieder zurück und bald landete er auf der Insel. Paul Gordon erwartete ihn. „Die Warrick sind schon angekommen,“ sagte er.

„Und morgen soll mit ihnen in's Gericht gezogen werden,“ versetzte der Andere. „Es ist gut daß sie sich selbst gestellt haben, denn hier bringe ich einen Zeugen gegen sie.“

Der Mann wickelte die Stricke von den Pferdedecken und schälte den Halbindianer aus seiner Hülle heraus. Dieser hatte viel während der Reise gelitten, aber da er ungehindert hatte athmen können, so befand er sich, die Pein abgerechnet, welche ihm die festgeschlungenen Seile zugefügt hatten, ganz wohl. Er nahm das Tuch ab, womit er diesem den Mund geknebelt hatte und sagte: „Nun Böse-wicht, hast Du Lust, die Wahrheit zu reden und als Zeuge gegen den aufzutreten, der Dich heute Morgen zum Morde gedingt hat, so will ich Dir die

Stricke abnehmen und Dir ein Abendbrod geben, wo nicht, so hülle ich Dich wieder in Deine Decken und lasse Dich hungern, bis Du Willens bist, die Wahrheit zu reden."

Peter sah den Redenden tückisch an, aber gab keine Antwort.

„Ich sehe," sagte der Mann ruhig, „das Blut Deiner Mutter fließt durch Deine Adern. Du bist ein sehr schlechter Kerl, Peter. Von Deinem Vater hast Du alle bösen Eigenschaften der Weißen und von Deiner Mutter alle Schlechtigkeit der Rothhäute geerbt. Was meinst Du, Peter, wenn ich als Zeuge vor Gericht gegen Dich aufträte, wie würde es Dir behagen, zehn Jahre lang im Zuchthause zu sitzen und wenn ich bei Deinen Nachbarn Klage gegen Dich führte, glaubst Du, sie würden Dich etwa nicht zu Tode peitschen, wie Du es wohl verdienst, wenn sie Dich erst an einen Baum festgebunden hätten."

Peter gab noch keine Antwort.

„Du weißt, Peter, daß Du vor Gericht nicht zeugen darfst," fuhr der Andere kalt fort. „Dort kann ich Dich nicht brauchen. Ich will Dich nur hier Deinem Herrn und Meister gegenüber stellen, und Du sollst ihm Deine und seine Schlechtigkeit ins Gesicht sagen. Wenn Du es thust, Peter, sollst

Du zu essen haben und nicht mehr als funfzig Streiche mit dem Ochsenziemer als eine milde Strafe für Deinen Mordversuch, nebst der Freiheit, in's Weite zu gehen, und Dir fern von hier einen andern Wohnplatz aufzusuchen. Wenn Du es nicht thun willst, so wirst Du wieder geknebelt werden, nichts zu essen bekommen und später den Gerichten überliefert werden."

Noch gab der Angeredete keinen Laut von sich.

„Gut, Peter, ich habe Geduld und will Deine Entschließung ruhig abwarten. Damit knebelte er den Gefangenen, band ihn wieder in die Pferdedecken und lud ihn auf die Schultern, ihn in eine Kammer des Hauses tragend, wo er ihn unsanft auf den Boden warf. Dann verschloß er die Thüre und gab den Schlüssel an Gordon. „Jetzt will ich Euch," sagte er zu diesem, „erzählen, wie ich zu jenem Fange gekommen bin. Ich hielt mich auf dem Boden des Stalles versteckt, von welchem Puncte ich die beste Gelegenheit hatte, Haus, Hof und Garten zu übersehen und auf Alles, was vorfiel, Acht zu geben. Richard Warrick kam in den Stall und mithete diesen Bastard, um mit seinen wilden Pferden Randolph Gaston zu überfahren und zum Tode treten zu lassen. Wenn er das vor den Augen Eurer Tochter bewerkstelligen könnte, versprach er ihm eine besonders

große Belohnung. Der Plan war sinnreich angelegt, mein Gefangener willig genug und ohne Zweifel hätte Euer sauberer Gast seinen Zweck erreicht, wenn ich ihn nicht durch die Entführung seines Spießgesellen daran verhindert hätte."

„Und dieses Ungeheuer wollte meine Tochter heirathen?" rief Paul entsetzt.

„Wir werden morgen eine lange Rechnung mit ihm abzuschließen haben," erwiederte der Andere. „Wo habt Ihr die Warrick untergebracht?"

„In meiner eigenen Halle," sagte Paul „die ich Euch ja auch gezeigt habe."

„Und warum in Eurem geheimnißvollen Zimmer, das Ihr nur Euren nächsten Vertrauten zu zeigen pflegt?"

„Weil sie dort sicher aufgehoben sind und mir nicht entschlüpfen können, auch wegen einer andern Ursache, die ich Euch gleich mittheilen will. Laßt uns sie beobachten."

Die Beiden traten jetzt in eine der kleinen Kammern des Hauses ein und Paul drückte auf die Wand. Sogleich entstand eine Oeffnung in derselben, groß genug, um durch sie Alles zu sehen, was in der Halle vorging, aber zu klein, um von innen bemerkt zu werden. Einer nach dem Andern sah durch. Sie gewahrten bei dem Schein der Lampe,

welche drin brannte, John Warrick bei dem Bette seines kranken Sohnes stehend, ihm die Kissen zurecht legend und mit besorgter Miene den Ausdruck seines Gesichtes prüfend. Paul Gordon wandte sich, schmerzlich bewegt, weg.

„Es ist mir unmöglich, zu glauben," sagte er nach einiger Zeit, „daß John Warrick der schlechte Mann ist, als welchen ihn die Umstände darzustellen scheinen. Die aufopfernde Liebe, mit welcher er sich seines Sohnes annimmt, zeugt nicht von einem so verruchten Herzen, wie er es haben müßte, wäre er der Spießgeselle seines Sohnes. Ich habe ihn in seiner Jugend genau gekannt, ich habe die Bekanntschaft als Mann wiederum erneuert, aber nie habe ich in seinem Character den Saamen entdeckt, aus dem so große Missethaten ersprießen könnten. Ich will milde mit ihm verfahren, schon der Freundschaft vieler Jahre wegen und wegen der Ueberzeugung, die ich hege, daß er schlechter erscheint, als er möglicher Weise sein kann."

„Verfahrt so milde mit ihm, wie es Euch beliebt," sagte der Andere, „nur täuscht Euch nicht über seine Schuld. Stellt Euch die Ereignisse zusammen, von denen wir mittelst unserer Nachforschungen Kenntniß gewonnen haben. John Warrick verließ Neu-York, Eurer Tochter durch seinen Sohn

mittheilend, daß er ihr Nachrichten von ihrem verstorbenen Vater zu geben habe. Das war unwahr. Er lockt sie weiter und weiter nach dem Westen. Er war in Louisville, als Eure Tochter in der Nähe jener Stadt eintraf und vermeidet, sie zu sehen, täuscht sie durch einen Brief, in welchem er sie auf ein Zusammentreffen mit ihm in St. Louis vertröstet. Beweist nicht dieses dunkle Luggewebe, welches sich von Neu-York bis nach St. Louis fortgesponnen hat, klar wie die Sonne, die Schuld von John Warrick, deren er sich selbst deutlich bewußt sein mußte?"

„Ich habe auf ein Mittel gesonnen," sagte Paul, „mir Gewißheit über die Pläne und die Schuld der Warrick zu verschaffen und ich habe es gefunden, nur weiß ich nicht, ob ich gerechtfertigt sein werde, es zu gebrauchen."

„Und was ist es?" fragte der Andere.

Paul sah wieder durch die Oeffnung. „Ihr seht," antwortete er, „daß John Warrick jetzt im Begriffe ist, sich zur Ruhe zu legen. Nach einer Weile wird er eingeschlafen sein. Ich brauche bloß einen Druck mit meiner Hand zu geben und alle Möbeln entschwinden aus der Halle in die anliegenden Kammern. Ich könnte mich der Papiere der beiden Männer versichern, welche uns wahrscheinlich über

den Grad ihrer Schuld und über ihre Pläne Aufschluß geben würden. Was mich zurückhält, ist mein Zweifel über die Ehrenhaftigkeit einer solchen Maßregel."

„Es würde nicht ehrenhaft unter andern Umständen sein, als unter denen, welche uns umgeben. Wir können jetzt einen Mordversuch Richard Warrick's gegen Gaston beweisen, und übergäben wir ihn den Gerichten, so wäre seine Freiheit auf Lebenszeit verwirkt. Auch des Vaters Schicksal scheint in Eurer Hand zu sein. Ihr seid entschlossen, aus persönlichen Rücksichten glimpflicher gegen Beide zu verfahren, als Euch die menschliche Gesellschaft Dank wissen wird. Bevor Ihr aber Eure nur zu guten Absichten gegen die Warrick ausführt, bedürft Ihr der Gewißheit über sie und ihre Pläne, der Gewißheit, daß das Glück Eurer Tochter nicht ferner gestört —"

„Der Gedanke an sie hat mich bestimmt," unterbrach ihn Paul „und kein anderer. Sie haben sich gegen mein Fleisch und Blut verschworen, wer weiß, ob sie nicht fernerhin Sara's Glück und ihr Leben bedrohen werden. Ich würde vielleicht strenger gegen sie sein müssen, als ich gerne wäre, nur fürchte ich für die Sicherheit meines Kindes. Sie sind mit Lug und Trug so lange und so frech um-

gegangen, bis sie es uns unmöglich gemacht haben, ihnen auf geraden Wegen entgegenzutreten. Ich habe mich entschlossen, die Verantwortlichkeit für die That auf mich zu nehmen und mich ihrer Papiere zu bemächtigen."

Die Beiden entfernten sich. Nach einer Stunde kehrten sie wieder und Paul überzeugte sich, indem er durch die Oeffnung in der Wand blickte, daß John Warrick eingeschlafen war. Er drückte mit der Hand auf eine verborgene Feder, und erst ein Stuhl, dann ein anderer, auf welchem die Kleider der beiden Schlafenden lagen, verschwand aus der Halle. Paul hatte sich bald der Brieftaschen der beiden Warrick bemächtigt und schritt zur Untersuchung der Papiere.

Da waren Briefe von Richard Warrick an seinen Vater, von diesem an Jenen. Ein Brief, welcher von John Warrick damals in Louisville an seinen Sohn in St. Louis geschrieben ward, verbreitete die lichtvollste Klarheit über die Pläne der Warrick. Paul war jetzt überzeugt und starrte in peinlichem Schweigen vor sich hin. Er war von Schmerz erfüllt. Aber das Gefühl verwandelte sich bald in Entrüstung. „Dieses mir von einem alten Freunde," rief er aus, „mit dem ich die besten Tage meines Lebens verbracht, der mir als Jüngling ewige Freund-

schaft geschworen, dem ich als Mann befreundet, dem ich so vieles vertraut habe. Dieses von Einem, der selbst Vater ist, gegen ein Kind, bei dem er Vaterstelle zu vertreten gelobt hatte. Dieses von einem Manne gegen ein hilfloses Mädchen. O, des Heuchlers, des feigen Bösewichts!"

„Es kömmt mir in der That vor," sagte der Andere, „als ob Milde gegen einen solchen Verbrecher den Zorn des Himmels gegen Euch reizen könnte."

Paul schwieg eine Weile. Endlich sagte er: „ich will ihn dadurch bestrafen, daß ich das anvertraute Geld von ihm wieder fordere; er soll mir zahlen, was er noch besitzt, denn er hat sich wahrlich kein Verdienst um meine Tochter erworben. Ich will ihn der bittern Reue überlassen, der bittersten, welche ein Mann, wie er, fühlen kann, daß er ein Schurke ward zu seinem eigenen Ruin, daß er bei dem Versuche, Anderen eine Grube zu graben, sich selbst in's Verderben brachte. Dieser Brief, welchen ich ihm selbst geschrieben, den allein will ich ihm wieder zustellen, und er soll ihn besitzen, damit es in seinem Gedächtniß bleibe, was er hätte sein können, wenn er auf dem geraden Pfade des Rechts gewandelt wäre. So weit will ich streng gegen ihn sein, aber ich will weder ihn noch seinen Sohn den

Gerichten überliefern, und auch Ihr sollt mir versprechen, nie etwas laut werden zu lassen, was zu einer Anklage gegen die Beiden führen könne. Dennoch will ich Richard Warrick die ausdrückliche Bedingung stellen, daß er sofort und auf immer das Land seiner Geburt verlasse."

„Ich habe Euch bereits versprochen, Euch in Allem beizustehen, was Ihr thun wollt, und ich halte mein Wort."

Der andere Mann war noch beschäftigt, die Papiere der beiden Warrick zu lesen. Auf ein Mal sprang er so heftig von seinem Sitze auf, daß der Stuhl umfiel, und schrie: „um des Himmels willen, was bedeutet das?"

Paul griff schnell nach dem Papiere und las es. Es war der Trauschein, welcher die Ehe Richard Warrick's mit Sara Gordon bekundigte.

Es dauerte einige Zeit, bis die Beiden sich von ihrer Bestürzung erholt hatten. „Er trägt das Datum," sagte der Mann zu Paul, „von demselben Tage, an welchem Richard Warrick verwundet wurde."

„Was ist zu thun?" rief Paul fast außer sich.

„Es ist Betrug," erwiederte der Andere, „finsterer, schmählicher Betrug. Aber wir müssen die Schurken entlarven. Ich will gleich zur Stadt eilen

und sehen, ob die Ehe in der Amtsstube des Recorders registrirt ist. In vier Stunden sprenge ich nach St. Louis. Dort nehme ich mir ein frisches Pferd und noch vor Mittagszeit bin ich zurückgekehrt. Bis dahin haltet die Bösewichter wohl verwahrt in ihrem Gefängnisse."

Der Mann eilte schnell von dannen. Paul behielt alle Papiere der Warrick zurück und in die Brieftasche des Aelteren legte er seinen eigenen Brief hinein, den er dort gefunden. Dann befahl er Cäsar, auf das Dach zu steigen und das Fenster der Halle mit großen Tüchern dicht zu belegen, so daß kein Sonnenstrahl in die Halle dringen konnte. Er beabsichtigte ein zu frühes Erwachen der Warrick zu verhindern. Selbst war er zu aufgeregt, um Ruhe zu suchen und blieb während der ganzen Nacht von den beunruhigendsten Gedanken gequält, wach in seiner Kammer sitzen.

Zwölftes Kapitel.

Die Sonne schien seit Stunden hell am Himmel, aber John Warrick, welcher kein Tageslicht erblickte, wähnte es sei noch Nacht. Er stand auf, um nach seinem Sohne zu blicken und bei dem Scheine der Nachtlampe entdeckte er, daß dieser noch fest schlief. Noch eine Stunde und Richard erwachte. Er sah nach der Uhr, welche unter seinem Kopfkissen lag und sie zeigte auf zehn. Er rief seinem Vater zu, daß es schon so spät sei, der etwas bestürzt auch nach seiner Uhr blickte und sie zeigte auf dieselbe Zeit. „Vielleicht, daß es diesem sonderbaren Saal an Tageslicht fehlt," sagte John Warrick, aber Richard gewahrte die Glaskuppel über ihnen und bemerkte, daß sie mit Decken belegt war. Er machte seinen Vater darauf aufmerksam und Beide starrten einander betroffen an. Sie

kleideten sich schnell an. Richard fühlte sich viel kräftiger, als gestern. Der ältere Warrick war in seinen Gedanken damit beschäftigt, Gordon anzureden. Er fand doch viele Beruhigung darin, daß dieser so freundschaftlich gegen ihn gesinnt war, wie dessen Brief es bekundete. Er öffnete sein Taschenbuch, um das Schreiben noch einmal zu lesen. Wer malt seinen Schreck, als er sah, daß alle seine Papiere, bis auf diesen Brief, verschwunden waren? Kaum, daß er seine Entdeckung bestürzt dem Sohne mitgetheilt hatte, als dieser nach seiner Brieftasche griff. Sie war leer. Eine furchtbare Pause entstand, in welcher die beiden Warrick mit weit geöffnetem Munde, aschgrauen Gesichtern und stieren Augen einander anblickten. Richard erholte sich zuerst. „Wir sind wahrscheinlich verrathen," flüsterte er seinem Vater zu, „und Alles ist verloren. Aber ich will wissen, woran wir sind. Alles ist besser, als die Pein der Ungewißheit."

Er fing an ungestüm an die Wände zu pochen, aber keine Antwort kam. Plötzlich öffnete sich die Wand und eben so schnell schloß sie sich wieder. Ein Tisch rollte in die Halle, auf welchem ein Frühstück stand.

Sie waren also gehört, bemerkt. Man hielt sie als Gefangene. Vielleicht, daß Diener des Ge-

richtes bald erscheinen würden, um sie in Empfang zu nehmen. Solche Vermuthungen kreuzten sich schnell durch das Gehirn Richards. Aergeres konnte nicht geschehen. Er wollte wenigstens zu einer Erklärung mit Paul Gordon kommen. Dieser mußte seinen Vater persönlich sehen und mit ihm reden. Frei mußten sie werden. Richard sah nur Einen Ausweg.

Er nahm entschlossen die Lampe von dem Tische und setzte Feuer an das Bettzeug der beiden Betten. Die Flammen verbreiteten sich schnell und der ältere Warrick, bei dem die Angst vor dem Feuertode die Seelenangst, welche er fühlte, überwog, fing in verzweifelnden Tönen: „Feuer, Feuer, Hilfe, Hilfe," zu rufen an.

Die Angst von John Warrick war furchtbar anzuschauen. Er lief erst schreiend und heulend in der Halle umher, dann rannte er wild mit seinem Kopfe gegen die Wand, Töne ausstoßend, welche auf dem festen Lande gehört werden mußten. Als der Rauch sich verbreitete und ihm mit Ersticken drohte, warf er sich mit dem Gesichte der Länge nach auf den Boden, in welchen seine Hände krampfhaft zu greifen suchten und verfiel dort in die heftigsten Zuckungen. Richard blieb in der

Mitte der Halle aufrecht stehen, ohne einen Laut von sich zu geben.

Auf ein Mal drang Tageslicht, aber nur auf einen Moment, in die Stube. Die Wände öffneten sich und die brennenden Betten entschwanden. Noch ein Moment, und der Tisch, auf welchem die Lampe stand, war nicht mehr zu sehen. Schlag auf Schlag öffnete sich die Wand und ein Möbel nach dem anderen schob sich blitzschnell aus dem Raume. Als das letzte Stück fortrollte, sprang Richard entschlossen hinzu, und griff mit der Hand in die Oeffnung, um das Schließen derselben zu verhindern. Aber die Maschinerie war zu stark für ihn. Seine Hand ward zwischen der Oeffnung geklemmt, die Knochen verletzt, das Blut strömte hernieder und der ungeheure Schmerz preßte ihm einen Laut aus, gleich dem eines wilden Thieres. Es dauerte mehrere Minuten — eine Ewigkeit für den Gemarterten, der die Qualen der Tortur duldete, bis seine Lage von außen bemerkt wurde, da erweiterte sich die Oeffnung ein wenig, nur weit genug, um die Hand aus der Klemme zu entfernen und schloß sich dann schnell. Die beiden Warrick waren in dem ganz dunkeln, von Rauch erfüllten Raum, nach wie vor, gefangen.

So verging ihnen eine Stunde, die schrecklichste, welche sie je erlebt hatten. Die körperlichen Schmerzen Richard's waren entsetzlich, aber er achtete ihrer kaum inmitten der folternden Qualen, welche seine Seele erduldete. Er wußte nicht, ob sein Vater das Bewußtsein hatte oder nicht, denn dieser gab keinen Laut von sich. Richard versuchte auch nicht, ihn anzureden.

Plötzlich, ohne vorhergegangene Warnung, erhellte das blendendste Tageslicht den dunkeln Raum. Richard mußte seine Augen verhüllen, bis sie sich an das Licht gewöhnt hatten. Den ersten Gegenstand, welchen sein Auge erfaßte, war sein Vater, welcher noch auf dem Boden lag und plötzlich sein Gesicht emporhob. Richard fuhr erst zurück, als er ihn sah, denn er glaubte, daß ein fremder Mann auf dem Boden läge. John Warrick, dessen schwarze Haare nur schwach mit Grau vermischt waren, als er in die Halle eintrat, hatte jetzt Haare, die fast weiß gefärbt waren. Seine Züge hatten sich schrecklich geändert. Er war während der jüngstvergangenen Stunde um viele Jahre älter geworden.

Die Wand öffnete sich wieder und Paul Gordon trat in die Stube. Er betrachtete die beiden Warrick lange, ehe er sie anredete und sein Blick

ruhte betroffen auf seinem Jugendfreund, als er die Veränderung in seinem Aeußern bemerkte. Er öffnete endlich den Mund zum Reden, aber wurde, ehe er sprechen konnte, von dem jüngeren Warrick unterbrochen.

„Nehmt erst mit dem Dank eines Gastes vorlieb," sagte Richard bitter, „für die Gastfreiheit, welche er unter Eurem Dache genossen hat. Wir kamen vertrauungsvoll in Euer Haus. Ich war krank und mein Vater kränklich; wir bedurften der Ruhe. Während der Nacht sind wir unseres Eigenthumes beraubt worden. Mein Vater ist durch die erlittene Angst dem Tode nahe gebracht worden. Seht her, was Ihr, sein Jugendfreund, sein Gastfreund aus ihm gemacht habt. Seht her auf mein gebrochenes Glied und freut Euch, daß ich zum Krüppel geworden bin. Ihr habt die heiligen Gesetze verletzt, welche selbst der Wilde gegen Fremde achtet, und die Ihr nicht gegen den Freund Eurer Jugend, gegen den Gatten Eurer Tochter geachtet habt. Wir sind jetzt in Eurer Hand, krank und wehrlos. Wenn Ihr Meuchelmord an uns begehen wollt, so bitte ich Euch um die eine Gunst, thut es schnell, und laßt uns nicht lange auf die Kugel oder das Messer der Banditen warten."

Paul ertrug den Blick, welchen Richard auf ihn heftete, mit Ruhe. „Junger Mann," sagte er zu ihm, „Du bist ein Dämon. Die Erde trägt nicht Viele, die Dir gleich sind, oder sie würde bald gleich Sodom und Gomorrha ihren Untergang finden. Ich bin hergekommen, um Gericht über Dich zu halten und wenn Du Dich gegen meinen Urtheilsspruch auflehnst — verstehe mich wohl — so werde ich ihn nicht gegen Dich in Ausführung bringen, aber ich werde Dich dann den verletzten Gesetzen Gottes und der Gesellschaft zum Sühnopfer ausliefern. Was Du jetzt gelitten, ist nur eine kleine Strafe für das Unrecht, welches Du denen zugefügt, die mir nahe stehen, und ein kleineres für das Unrecht, welches Du ihnen zufügen wolltest."

Er stampfte auf den Boden. Die Wand öffnete sich und der Indianer trat ungebunden in die Halle. Schmerz, Hunger und Furcht vor Ueberlieferung an die Gerichte hatte diesen, nachdem er die ganze Nacht ungestörte Muße zum Ueberlegen gehabt hatte, zur Nachgiebigkeit bewogen. Von Paul zum Sprechen aufgefordert, sagte er kurz, auf Richard zeigend: „Das ist der Mann, welcher mich gemiethet hat, den andern Mann, der mich geschlagen hatte, von meinen Pferden todt treten zu lassen."

„Und in wessen Gegenwart wollte er, daß Du den Mord begehen solltest?“ fragte Paul.

„Er versprach, meine Frau frei zu kaufen, wenn der Mann zu seinem Tode käme, so, daß das Fräulein, welches im Hause wohnt, es von der Verandah ansehen könnte.“

„Ihr bringet Zeugen gegen mich,“ sagte Richard höhnisch, „die Eures Gerichtshofes würdig sind. Ihr wißt, daß dieser Mann vor keinem Richter in diesem Stande Zeugniß gegen mich ablegen könnte. Was er sagt, ist Lug und Trug. Mein Gewissen würde mich freisprechen, hätte ich selbst dem Leben Randolph Gastons nachgestellt, der versucht hat, mein Leben zu nehmen, als er mir diese Wunde“ — hier zeigte er auf seinen Kopf — „beibringen ließ, vielleicht durch die Hand desselben Mannes, den er jetzt zum falschen Zeugen gegen mich erkauft hat. Ich bekenne, daß ich gewünscht habe und noch wünsche, eine Kugel in das falsche, verrätherische Herz Randolph Gaston's zu senden. Aber ich gehe nicht ihm gleich auf Meuchelmord aus. Am gestrigen Tage habe ich seinen Secundanten auffordern lassen, den Tag zum Zweikampfe zwischen uns zu bestimmen.“

„Da Du das Zeugniß dieses Mannes nicht gelten lassen willst,“ sagte Paul, „weil er nicht

eine weiße Haut hat, so will ich eine andere Klage gegen Dich bringen, die ein weißer Zeuge beweisen soll. Hier halte ich einen gefälschten Trauschein in meinen Händen, nach dessen Angabe meine Tochter sich mit Dir verheirathet hat. Wie willst Du Dich gegen diese Anklage vertheidigen?"

„Der Trauschein ist nicht gefälscht, sondern ächt. Er ist von der Hand des Geistlichen geschrieben und unterschrieben, der mich und Eure Tochter als Mann und Weib vereinigt hat."

„Und Du behauptest, daß meine Tochter ihre freie Zustimmung zu dieser Ehe gegeben hat?"

„Das behaupte ich," sagte Richard, „und will es beweisen durch das Zeugniß meines Vaters, der als Zeuge bei der feierlichen Ceremonie gegenwärtig war."

Richard Warrick wandte seinen sprechenden Blick voll auf seinen Vater. John Warrick, so wie die drohende Gefahr verschwunden, war wieder zur vollsten Besinnung gelangt. Bei ihm, so wie er seinen Sohn in's Verhör genommen sah, erwachte der Instinct des alten Advocaten. Er sah auf den ersten Blick, daß kein gültiger Beweis auf diese Anklagen gegen seinen Sohn zu führen war. „Was mein Sohn gesagt," versetzte John Warrick, „ist wahr. Der Geistliche, der den Trauschein ausge-

fertigt, hat Richard Warrick und Sara Gordon in meiner Gegenwart ehelich verbunden und Bräutigam und Braut gaben ihm volle Zustimmung zur Schließung des Ehecontracts."

Paul Gordon stampfte wieder auf den Boden. Noch ein Mal öffnete sich die Wand und gelehnt auf Randolph Gastons Arm trat Sara in das Zimmer.

Sie war bläſſer, wie John Warrick sie früher gesehen hatte, und der Ausdruck ihres Gesichts ernster wie gewöhnlich. Sie erkannte John Warrick nicht, als sie ihn erst anblickte, und nicht eher, bis dieser sie anredete. „Dieser Mann," rief er, in Thränen ausbrechend und auf Paul zeigend, „hat bis zu diesem Tage sich geweigert, seine Vaterpflichten gegen Dich zu erfüllen; aus Freundschaft für ihn habe ich den Platz vertreten, den er einnehmen sollte, und siehe da! wie er es mir lohnt."

„Vater," sagte Sara milde, sich zu Paul wendend, „ist es wahr, daß sie reden, ich wäre die Gattin von Richard Warrick?"

„So sagen sie," erwiederte Paul, „Vater und Sohn sagen es."

Sara's Gestalt hob sich und ihr großes Auge ruhte vernichtend auf den beiden Warrick. „Sie sagten, was nicht wahr ist, Vater. Ich, Deine

Tochter, sage in Deiner Gegenwart und in der Gegenwart dessen, dem ich meine Hand und mein Herz gelobt habe, daß John Warrick und Richard Warrick den schmählichsten Trug gegen mich ersonnen haben."

Der ältere Warrick konnte den Blick Sara's nicht ertragen, aber Richard erwiederte ihn trotzig und fest. „So wagt die von mir zu sprechen, welche mir tausend und aber tausend Mal Liebe gelobt hat, welche mich beredete, mit ihr nach dem Westen zu fliehen, um sie dort zu heirathen, welche mir noch auf ihrem Krankenlager, im Angesichte des Todes, im Beisein des Dieners Gottes, ewige Treue geschworen hat, und die jetzt," setzte er gedehnt hinzu, „mit der Treue, welche sie von ihrer Mutter geerbt zu haben scheint," —

„Halt ein," schrie Gordon todtenblaß, „halt ein, Wicht, oder ich schlage Dich zu Boden."

„Thut's," sagte Richard, „thut's, meine Hand ist ja verstümmelt: ich bin wehrlos und dieser alte Mann, mein Vater, kann mir nicht beistehen. Ihr könnt Eure Handlungsweise nicht würdiger beschließen und vollenden, als indem Ihr mich jetzt zu Boden schlagt."

Paul suchte sich zu sammeln und schwieg stille. Richard fuhr fort: „aber stillschweigen will ich nicht,

Angesichts dieses schreienden Unrechts, so lange Gott meine Zunge nicht lähmt. Ja, mit der Treue, welche ihre Mutter ihr als ein Erbtheil hinterlassen hatte, wirft sich die Gattin Richard Warrick's als Ehebrecherin in die Arme des Mannes, der versucht hat, ihren Gatten durch einen meuchlerischen Anfall aus dem Wege zu räumen."

„Entferne Dich, meine Tochter," sagte Paul, „Du darfst nicht länger in der Gegenwart dieses Teufels verweilen."

„Ich gehe nicht, mein Vater," sagte Sara sanft, „die Unschuldige braucht nicht vor dem Grimme des Uebelthäters zu entfliehen. Ich darf hier bleiben, denn Richard Warrick's Waffen verwunden mich nicht."

„Ihr habt zwei Anklagen gegen mich gebracht, Paul Gordon," fuhr Richard fort, „und beide sucht Ihr durch Zeugen zu beweisen, welche das Gesetz des Landes nicht als gültig anerkennt, die erste durch einen farbigen Mann und die zweite durch ein Weib, welche sich dadurch der Strafe des Ehebruches zu entziehen sucht, daß sie ihre gesetzlich geschlossene Ehe selbst in Abrede stellt. Habt Ihr noch mehr Anklagen gegen mich, so sagt sie schnell heraus, denn ich bin begierig, mit Euch zu Ende zu kommen."

„Ich klage Dich an des Mordes von Robert Lennock," sagte Paul Gordon mit furchtbarem Ernste, „den Du verrätherischer Weise umgebracht hast."

Eine Todtenstille trat ein. Richard's Athem stockte. Ein höhnisches Lächeln, zu welchem er sich im Voraus gerüstet hatte, erstarrte halb fertig auf seinem Gesichte. Die Anklage traf ihn, unvorbereitet wie sie kam, mit der Gewalt eines Keulenschlags. Sie betäubte ihn. Sein Blut stockte auf einige Momente. Der Fluß seiner Gedanken stand still. Es war so peinlich, ihn anzusehen, daß Sara und Gaston ihr Gesicht von ihm wendeten. Der ältere Warrick fühlte, ohne genau zu verstehen, was gemeint war, daß etwas Schreckliches, Unheilbringendes sich ereignet hatte. Er starrte seinen Sohn mit angstvollen Blicken an, aus denen alle Intelligenz gewichen war. Paul gab dem Letzteren nicht Zeit, zu sich zu kommen. Er stampfte auf den Boden. Die Wand öffnete sich wiederum und ein großer Mann trat in die Halle. Vor Richard stand der Kentuckier.

„Redet zu dem Verbrecher," versetzte Paul, sich zu dem Eintretenden wendend.

„Richard Warrick," sagte dieser, „als Du mich in jener Nacht sinkend auf dem Wasser verließest, als Du meinen Hilfeschrei nicht hören wolltest, hat

Gott ihn gehört. Es war dieselbe Nacht, welche Paul Gordon seit vielen Jahren auf dem blutigen Eilande in Gebet und Erinnerungen an eine trübe Vergangenheit verbracht hat. In seinem leichten Canon glitt er geräuschlos an die Stelle, wo er meinen Nothschrei hörte und rettete mich. Ich war es, der ihn zuerst über Deinen Charakter aufklärte, ich war es, der ihn gegen Deinen Vater, den ich in Louisville gesehen hatte, Verdacht schöpfen ließ, ich war es, der noch in derselben Nacht Dir auf Deinen Wegen folgte und jenen Schlag beibrachte, den Du noch fühlst, nicht um mich zu rächen, nur um Dich für die nächste Zukunft unschädlich zu machen. Ich war es auch, der den Bischof und Margaretha, Randolph Gaston und Paul Gordon von dem Aufenthaltsorte Sara Gordons benachrichtigte. Und ich war es, der jeden Deiner Schritte und Tritte seit jener Zeit bewacht, der auf dem Heuboden des Stalles versteckt, Deine Unterredung mit dem indianischen Diener anhörte, ihn zum Gefangenen machte und hieher brachte. Und hier stehe ich als Zeuge gegen Dich, Dich zweier Mordversuche überweisend."

Richard hatte sich wieder erholt. Ein gemeiner Ausdruck von Frechheit, welcher den überwiesenen Verbrecher so abscheuerregend macht, erschien

auf seinem Gesichte. Mit verschränkten Armen musterte er mit trotzigen Blicken die Umstehenden. Es war diesen eine Erleichterung, als seine Miene nach einigen Augenblicken einen veränderten Ausdruck annahmen. Die Stirnadern schwollen und liefen blau an, die Blässe des Hasses bedeckte sein Gesicht, seine Augen sprühten Rache, den wüthendsten, feindlichsten, dämonischsten Zorn.

Paul Gordon winkte den Umstehenden, und sie zogen sich auf dieselbe Art, wie sie eingetreten, aus der Halle zurück, die beiden Warrick als Gefangene dort zurücklassend.

Dreizehntes Kapitel.

Der Kentuckier war aus St. Louis mit der Nachricht zurückgekehrt, daß die angebliche Ehe Richard Warrick's mit Sara Gordon nicht gesetzlich registrirt worden war. Es war nur Richard's Krankheit, welche ihn verhindert hatte, den Anforderungen des Gesetzes sogleich nachzukommen. Obgleich diese Unterlassung den jetzt betroffenen Parten günstig war, da sich der Trauschein in den Händen Paul Gordon's befand, so durfte dennoch das betrügerisch geschlossene Ehebündniß nicht mit voller Sicherheit als ungültig angesehen werden, bis der Betrug befriedigend und bestimmt erwiesen war. Denn die Unterlassung der Registration einer Ehe macht diese nicht ungültig und Sara durfte sich nicht eher mit Gaston vermählen, als bis der Betrug Richard War-

rick's klar an den Tag gekommen war. Der Letztere, als ein Rechtsgelehrter, sah dieses deutlicher ein, als jeder Andere. Der erste Eindruck, welchen der Trauschein auf Paul machte und den Gaston und der Kentuckier mit ihm theilten, war, daß die Unterschrift des Geistlichen von Richard gefälscht war. Als aber Nachforschungen angestellt wurden, fand sich, daß mehrere Personen, welche die Handschrift des Predigers kannten, ihre Ueberzeugung dahin aussprachen, daß die Unterschrift ächt sei. Hierzu kam, daß Peter aussagte, wie ein dritter Mann die Warrick begleitete, als sie am Abende jenes Tages, dessen Datum der Trauschein trug, nach dem Hause kamen, welches er bewohnte. Das plötzliche Verschwinden des Predigers aus jener Gegend und der zweideutige Charakter, welchen er trug, erhoben den Verdacht, welcher gegen ihn entstanden war, beinahe zur Gewißheit.

Es wurde überlegt, ob es nicht gerathen sei, Richard Warrick und seinen Vater unter dem Versprechen, ihnen die Freiheit zu schenken, zum freiwilligen Eingeständniß ihres Betruges zu vermögen. Aber einige Einwendungen gegen diesen Vorschlag drängten sich von selbst auf. Ein Geständniß, durch Bedingungen veranlaßt, würde nicht als ein freiwilliges habe gelten können. Richard unbedingt

seine Freiheit zu schenken, wurde von dem Kentuckier und von Gaston als ein Verbrechen gegen die menschliche Gesellschaft angesehen und Paul fürchtete, daß bei dessen gefährlichem Character, die Sicherheit ihrer Aller gefährdet werden könnte. Er hatte erst seit dem Momente, daß er seine Tochter an sein Herz schloß, zu fürchten gelernt, in deren Besitz ihm das Leben, welches er seit vielen Jahren nicht geschätzt und oft aufs Spiel gesetzt hatte, werthvoll erschien.

Nach einigem Nachdenken kamen die drei Männer, welche an der Berathung Theil nahmen, zu einem gemeinsamen Beschluß. Vorläufig sollten die beiden Warrick als Gefangene aufbewahrt werden, gleichfalls der Indianer und ihr Aufenthalt sollte Jedem ein Geheimniß bleiben. Dann sollten die nöthigen Schritte gethan werden, um die Verhaftung des Geistlichen, welcher jenen Trauschein ausgestellt hatte, zu bewerkstelligen.

Paul Gordon und seine Tochter begaben sich jetzt nach einem in der Nachbarschaft wohnenden Friedensrichter. Vor diesem legte Paul die eidliche Erklärung ab, wie er Ursache habe, zu glauben, daß jener Geistliche einen Trauschein ausgestellt, in welchem er die Vermählung eines gewissen Richard Warrick mit seiner Tochter fälschlich und be-

trügerisch bezeugt habe. Sara Gordon erhärtete gleichfalls eidlich, daß sie unvermählt sei, und niemals ihre Einwilligung zu einer Ehe mit Richard gegeben habe, auch daß sie an jenem Tage, an welchem der Trauschein ausgestellt worden, schwer krank darnieder gelegen und ihres Bewußtseins nicht Herr gewesen sei.

Der Friedensrichter nahm darauf keinen Anstand, einen Verhaftsbefehl gegen den Geistlichen zu erlassen. Der Kentuckier schickte sich an, den Polizeibeamten, dem das gerichtliche Document übergeben wurde, zu begleiten, um ihn bei der Erforschung von dem Aufenthalte des verdächtigen Mannes behilflich zu sein.

Jede Thätigkeit war ihm gerecht, welche den Vortheil von Sara Gordon zu ihrem Endzweck hatte, doppelt willkommen war sie ihm, wenn sie ihn aus ihrer Nähe fern hielt. Robert Lennock war eben so stark an Geist wie an Körper. Sein Herz war dem Mädchen, welches zuerst das Gefühl der Liebe in ihm erweckt hatte, mit einer Wärme ergeben, welche der von Gaston nicht an Intensität wich. Aber er war nicht aus dem schlechten Stoffe gemacht, welcher einer Leidenschaft erlaubte, Herr seiner selbst zu werden. Sein gesunder und klarer Verstand erkannte und verbannte alle Sophistereien, welche eine Stimme, die sich auch in den besten

Menschen hörbar macht, ihm zuflüsterte, und die ihn ermuntern wollte, seine Liebe nicht ohne einen Versuch, sie zu offenbaren und geltend zu machen, zu unterdrücken. Er hatte sich einen Weg vorgezeichnet, nachdem er das Verhältniß Gaston's zu Sara erfuhr, den er befolgen wollte, und keinen Schritt wich er von demselben ab. Napoleons Zug über die Alpen war ein Kinderspiel gegen den steilen und mühseligen Pfad, den er sich gewählt hatte. Kein Beifall der Welt leuchtete auf seinen Weg. Weder Ruhm noch Macht erwartete den glücklichen Streiter am Ziele seiner Aufgabe. Keine Hoffnung machte ihm die schweren Schritte leicht. Die Flamme, welche er Niemanden zeigen durfte und wollte, brannte, weil verschlossen, mit doppelter Kraft in seinem Innern. Sein Herz blutete bei jedem Schritte. Sein Wesen wankte unter den gewaltigen Erschütterungen der mächtigsten aller Leidenschaften, aber sein starker Wille hielt ihn aufrecht und ließ ihn unaufhaltsam seinen Weg vorangehen.

Niemand nennt die, welche größer sind, als die Städtebezwinger, die sich selbst bezwingen. Niemand sieht die Kämpfer, welche die glorreichsten Schlachten, unbeleuchtet vom Lichte der Sonne und des Monds, im Gebiete ihres eigenen Selbst schlagen und gewinnen. Die Helden, welche der Pflicht

nur geschworen haben und für sie streiten und siegen, finden oft weder Ruhm noch Glück, aber doch etwas Höheres, das Höchste, was der Schöpfer seinen ringenden Kreaturen verheißen hat — den Frieden.

Den Rest des Tages verbrachte Paul Gordon mit seiner Tochter und deren Verlobten in trautem Zusammenleben, das, obgleich von manchen trüben Erinnerungen an die Vergangenheit, von manchen Besorgnissen für die Zukunft erfüllt, doch den drei so eng vereinten Menschen ein beglückender Tag war. Der Vater Sara's konnte die Vorwürfe, welche sein eigenes Herz ihm machte, nicht ganz beschwichtigen. Er hatte aus einem Gefühl, welches, wie der muthige Mann sich selbst gestand, der Feigheit verwandt war, seine Pflichten gegen seine Tochter verabsäumt. Der Muth ist verschiedener Art. Mancher Mann, der auf dem Schlachtfelde der Gefahr kühn in's Auge blickt, der von dem Zischen der Kugeln nicht erschreckt wird, wechselt die Farbe bei dem Zischeln unbedeutender Menschen, welchen er in einem friedlichen Gesellschaftszimmer begegnet. Paul hatte den Muth, die erste Gefahr gering zu achten, und die Feigheit, die letztere zu überschätzen.

Er fühlte jetzt, daß er ein glücklicheres Leben geführt haben würde, wenn er sich nie von seiner

Tochter getrennt hätte und auch ein besseres Leben, denn obgleich er nichts Böses begangen hatte, so gestand er sich doch selbst, daß ein Leben ohne Lebenszweck — und diesen hatte er in den letzten Jahren nicht gekannt — nie würdig und edel genannt werden kann. Die Reue, welche jeder gute Mensch mehr als ein Mal während seines Daseins gefühlt haben muß, gleicht dem Regen, welcher aus schädlichen Dünsten des Bodens, die gen oben steigen, sich entwickelt und dann herabträufelt, um denselben Boden segnend zu befruchten. Paul erkannte, daß seine Reue nicht so fruchtbar gewesen, als sie hätte sein sollen zu seinem eigenen Wohle, dem seiner Tochter und seiner Mitmenschen.

Die Erscheinung eines Wesens, wie Sara, trug viel dazu bei, den Schmerz Pauls um das lang entbehrte Glück des Besitzes seiner Tochter zu steigern. Das große Leiden, welches sie während der letzten Zeit befallen hatte, gab ihrem Charakter, ihrer Haltung, ihrem ganzen Wesen eine ausgeprägtere Form. Aus der mädchenhaften Befangenheit ihrer Gefühle war sie plötzlich zum vollen Bewußtsein ihrer Kraft, zum vollen Begreifen ihres eigenen Selbst gelangt. Die Frucht, welche am Baume hängt, bedarf einer sehr warmen Nacht, um sie zur Reife zu bringen. Ein Charakter in

den Phasen seiner Entwicklung begriffen, braucht eine sehr rauhe Nacht, und diese zeitigt ihn. Sara war jetzt ein Charakter geworden.

Eine Sache, worüber Paul sich besonders zur Dankbarkeit gegen sein Kind gedrängt fühlte, war die Art, mit welcher sie ihn vieler peinlichen Erklärungen überhob. Einige leise hingeworfene Umrisse seines früheren Lebens genügten ihr und sie verstand in der That das Mangelnde besser auszufüllen, als er es im Stande gewesen, es für sie zu thun, etwa wie ein feines musikalisches Ohr, dem die ersten Noten eines Liedes angeschlagen werden, die folgenden selbst hinzugefügt. Sie las instinctmäßig den Charakter ihres Vaters. Sie kannte seine schwachen Seiten, seine Menschenscheu, welche, wie gewöhnlich, ihren Grund in Menschenfurcht hatte, viel besser, als er sich selbst deren bewußt war. In der Weise, wie sie mit seinen Schwächen umging, wie sie mit feinem Tact über seine wunden Stellen hinwegschlüpfte, ohne diese zu berühren, entdeckte der Vater zugleich das liebevolle Herz und den durchgebildeten Geist seiner Tochter.

Sara war in der That am stärksten in dem Puncte, wo ihr Vater am schwächsten war. Sie vermied unangenehme Erinnerungen und Gedanken

nicht, sie war zu muthig und zu klug, um sie zu scheuen. Wehe dem Menschen, der in seinem Wesen eine Rumpelkammer duldet, in welche er in unordentlichen Haufen dasjenige, was ihn für den Augenblick belästigt, hineinwirft. In dem bestaubten Winkel nistelt sich das Ungeziefer, aus dem dunkeln Versteck schreiten Gespenster, wann sie am wenigsten erwartet werden. Was aus dem Wesen eines Menschen nicht hinaus kann — und kein Erlebniß der Vergangenheit kann — muß einen lichten Platz in ihm finden. Es muß oft besehen, angefaßt, geklopft, es muß vor Allen in das volle, natürliche Licht gestellt werden. Es ist im Dunkel, daß Gestalten eine übernatürliche Größe einnehmen.

Kaum, daß Sara von dem Schicksale ihrer Eltern gehört hatte, so beschäftigte sie sich unabläßig mit denselben, bis die Gestaltung der Dinge, welche Anfangs so maaßlos und ungeheuer erschienen, daß sie ihr Wesen zu erdrücken drohten, ihre natürlichen Proportionen gewannen. Das Erbe, welches auf ihr Theil gefallen, war schwer, aber sie erkannte, daß, um ertragen zu werden, es nur auf die rechte Weise getragen werden mußte. Der erste Eindruck, den die Eröffnung der Lebensschicksale ihrer Eltern auf sie machte, war überwältigend, sie unterlag dem Gewichte, das so plötzlich auf sie

geworfen wurde, und ihr Fall brachte sie dem Tode nahe. Ihre starke physische Natur half ihr von dem Krankenlager aufzustehen, ihre gesunde geistige Natur befähigte sie, unter dem schweren Druck der Verhältnisse aufrecht zu gehen. Sie lernte einsehen, daß sie unter der Last der Bürde erliegen müßte, wenn sie diese so trüge, wie sie zuerst es Willens gewesen. Der Gerechtigkeitssinn, der in ihr lebendig war, sagte ihr, daß sie nicht berechtigt sei, Gaston's Wesen durch die Weigerung, ihr Wort und Versprechen zu lösen, der maaßlosesten Zerrüttung preiszugeben.

Sie scheute sich nicht vor dem Gerede der Welt, das entstehen würde, wenn ihre Verhältnisse bekannt wurden. In dem Maaße, wie sie sich von Jugend an gewöhnt hatte, ihren Gott und ihr Gewissen zu fürchten, hatte sie gelernt, mit einem seltenen Muth der Welt gegenüberzutreten. Von Kindesbeinen an hatte sie es nicht gescheut, eine ein Mal gewonnene Ueberzeugung gegen Jedermann zu vertreten. Die Folge war, daß die Welt immer auf ihre Seite getreten war. Kein Mädchen erfreute sich unter ihren Gespielen, im Kreise ihrer Bekanntschaft eines freundlicheren und aufrichtigeren Wohlwollens, als Sara. Die Welt hat manche Aehnlichkeit mit dem vierfüßigen Hausthiere, welches

diejenigen verfolgt, die Furcht zeigen und laufen, und Andere, welche seinen Lärm mit Gleichgültigkeit anhören, ruhig ihre Straße ziehen lassen. Wer in der Welt nicht allein geduldet, sondern auch verehrt sein will, bedarf nur zweier Dinge, einer tiefen Ueberzeugung und eines festen Willens. Beides besaß Sara in hohem Grade.

Als Richard Warrick bei seiner letzten Zusammenkunft mit Sara diese durch seinen giftigen Hohn zu vertilgen suchte, ertrug sie seinen Angriff mit weit größerer Seelenruhe, als ihr Vater. Aber ihre tiefe Entrüstung gegen die Warrick wurde nicht durch ihr früheres Verhältniß zu ihrem Pflegevater und seinem Sohne gemildert. Sie betrachtete sich als eine, die von John Warrick zu einem Opferthiere ausersehen, ihm keinen Dank für die Milde schuldete, mit der er sie behandelt hatte, in der Absicht, sie später zur Schlachtbank zu führen. Sie stimmte nicht mit dem Wunsche überein, den ihr Vater geäußert hatte, daß er im Stande sein möchte, die Warrick ungestraft entschlüpfen lassen zu können. Die Stimme, welche laut in ihrer Brust gegen die Warrick sprach, verlangte nach Gerechtigkeit, nicht nach Gnade. Es ist ein großer Irrthum, in den Viele verfallen sind, bei einem

edlen Weibe stets ein Gefühl vorauszusetzen, welches sie der Bestrafung eines Verbrechers abgeneigt macht. Die Schwachen können nicht streng, aber die Guten können immer gerecht sein. Sara aber war gut und stark. Sie hätte wohl im Laufe der Zeit sich dazu bewegt gefühlt, selbst um Milderung einer strengen Strafe zu bitten, welche den Warrick zuerkannt worden, aber ihr innerstes Gefühl sträubte sich dagegen, die Milde anzurufen, ehe die Gerechtigkeit ihren Schritt gethan hatte.

In der That, wenn Sara sich die Erlebnisse der jüngsten Zeit vergegenwärtigte, mußte sie mit einem Abscheu an Richard Warrick zurückdenken, welcher keine Abnahme kennen konnte. Auf dem Wege zwischen Indianopolis und St. Louis wurde sie von einem heftigen Fieber ergriffen und bei ihrer Ankunft in letzterer Stadt entschwand ihr das Bewußtsein ganz, das nicht eher wiederkehrte, als an dem Morgen, an dem Margaretha sie auffand. Ihren bewußtlosen Zustand benutzend, hatte Richard sie auf das Land geschafft, sie der Obhut einer Sclavin und Peters übergebend. Darüber nachdenkend, welchen Gefahren sie entronnen war, entsetzte und empörte sich ihr Innerstes, und Zorn gegen den treulosen Verwandten, der die verlassene

Kranke so schändlich hatte verrathen wollen, wäre das stärkste Gefühl ihres Herzens gewesen, wenn nicht der Dank gegen den Höchsten, welcher sie einer so großen und nahen Gefahr entriß, ihre fromme Seele ganz durchdrungen hätte.

Vierzehntes Kapitel.

Es war gegen Abend. Stundenlang waren die beiden Warrick im selben Raum gewesen, nachdem die Katastrophe der Entdeckung erfolgt war, ohne einander angesehen zu haben. Noch hatten sie nicht ein einziges Wort mit einander geredet.

Sie waren sehr still. Man konnte es ihrem Aeußeren nicht ansehen, mit wie wunderbarer Schnelligkeit die Maschine in dem anscheinend ruhigen Gehäuse arbeitete. Das Blut rauschte in unregelmäßiger Hast durch ihre Adern, das Herz schlug rasch und hart, das Gehirn verarbeitete die Gedanken viel zu schnell, um sie zählen zu können. Es gibt keine geistige Thätigkeit, welche in so kurzer Zeit halb so viel zu leisten im Stande ist, als die eines entdeckten Verbrechers.

Die Linien und Furchen und Runzeln, die sich im Laufe vieler Jahre den Gesichtern von Menschen eindrücken, hatten im Laufe der Viertelstunden ihre Erscheinung bei den Warrick gemacht. Der Fittig der Zeit rauschte nicht bei ihnen vorüber; er traf sie, indem er vorbeiflog und warf den schwachen alten Mann und seinen stärkeren Sohn zu Boden.

Richard lag da, machtlos, kraftlos, aber nicht muthlos. Viele Dämonen quälten sein böses Herz, Haß, Rache, Wuth — aber Reue peinigte nicht seine Seele. In dem Uebermaß seines Schmerzes fühlte er doch die dunkle Freude, daß er noch nicht todt sei. Er war körperlich sehr hinfällig und elend, aber er fühlte, wie sein starker Wille noch dem schwachen Körper Kraft einhauchen konnte zu einer furchtbaren That. Nur über diese sann er nach und der Vergangenheit gönnte er keinen Gedanken. Mit Einer Hoffnung konnte er noch an die Zukunft denken, mit der Hoffnung der Rache. Er fühlte wie ein Lebender, sein Vater gleich einem Sterbenden.

John Warrick schloß mit dem Leben ab. Ruhig erhob sich vor seinem Geiste ein Gespenst, welches von den Tagen seiner Jugend an sein steter Begleiter gewesen — die Menschenfurcht. Jahre lang hatte es ihn geleitet, dann getrieben, zuletzt gehetzt, bis er an dem Abgrund stand, in den er eher

Muth fühlte hineinzuspringen, als seinem Verfolger die Stirne zu bieten.

Hinter ihm stand die Welt mit zehn tausend Gesichtern, alle ihm wohl bekannt. Da waren Männer und Frauen, Junge und Alte. Da waren viele Verwandte, und Viele, die er Freunde genannt hatte. Er konnte sie Alle sehen, obgleich sie hinter ihm waren. Da war kein Gesicht, welches nicht von Hohn und Spott und Verachtung oder von dem Mitleide erfüllt war, welches den Leidenden doppelt leiden macht. Da war Licht, blendende Sonnenhelle hinter ihm und kein dunkles Plätzchen, in dem er sich verstecken konnte. Da war kein Gewand, kein schlechter Lappen, mit dem er seine schwarzen, häßlichen Blößen, vor denen er selbst ekelnd zurückschauderte, zu bedecken vermochte. Ein jedes der vielen tausend Augen hinter ihm war bewaffnet und schoß seine Blitze auf ihn. Wie diese ihn erreichten, mit so zuckenden Schmerzen hätten ihn die Kugeln von Tausenden von Gewehren nicht treffen können. Seine Seele, zwischen zwei Gefahren gedrängt, schöpfte aus der Tiefe ihrer Feigheit den Muth, freiwillig diejenige, welche ihm die geringere erschien, aufzusuchen. So wählt sich auf dem brennenden Schiffe der verzagende Mensch den Tod durch's Wasser, um dem ärgeren Feuertode

zu entgehen. Hinter John Warrick waren die Menschen, vor ihm stand nur sein Gott.

Das Auge des Mannes voll der Entschlossenheit der Furcht, voll des Muthes der Feigheit, nahm plötzlich den Ausdruck der höchsten Seelenangst an. Ein Wesen glitt vor ihm hin, dessen reine Augen, ängstlich fragend, theilnehmend und liebend in die seinigen blickten. Es war die Gestalt seines Weibes. Eine Agonie, stärker als die vereinigten Schmerzen dieses schmerzenreichen Tages sie hervorgebracht hatten, erschütterte, durchzuckte, zerriß sein ganzes Wesen. In diesem Moment ward der Entschluß, den er gefaßt hatte, unwiderruflich.

Ein großer lederner Koffer, den er mit sich geführt hatte, stand an der Wand. John Warrick brachte ihn in die Mitte der Halle. Dann stellte er die schmale Seite aufrecht, aber der Koffer wollte des ledernen Griffes wegen nicht fest stehen. Er fühlte in der Tasche, aber fand kein Messer dort. Jetzt, zum ersten Male, nachdem Gordon das Zimmer verlassen hatte, redete er seinen Sohn an. Er verlangte von diesem ein Taschenmesser, welches Richard ihm gab.

Er schnitt den Griff ab und der Koffer blieb fest stehen. Er stellte sich nicht ohne Mühe auf

denselben, aber dieser schwankte hin und her und Warrick mußte hinabspringen, um nicht zu fallen. Er wiederholte den Versuch und es gelang ihm besser. Er behauptete das Gleichgewicht und faßte die Schnur, welche von dem Dachfenster herabhing und dazu diente, dieses zu öffnen. Er zog daran, aber das Fenster, welches Gordon von oben hatte fest schließen lassen, um den Gefangenen jede Gelegenheit zur Flucht abzuschneiden, öffnete sich nicht. Noch ein Mal lehnte er das ganze Gewicht seines Körpers auf die Schnur. Sie trug ihn. Er legte die Schnur um den Hals und nahm das Maaß zur Schleife. Dann band er sie mit einem dreifachen Knoten, um ganz sicher zu sein.

Während dieser Vorbereitungen war sein Gesicht gegen Richard gewandt, obgleich er diesem nicht in's Auge sah. Richard dagegen betrachtete seinen Vater aber mit Ruhe, als sähe er einem Geschäfte zu, das sich schon von selbst verstände.

Jetzt war das Werk beendet. Warrick legte die Schleifen um den Hals. Er war ganz fertig. Und jetzt richtete er bedächtig und mit vollem Willen den Blick auf seinen Sohn.

Der Geist des älteren Warrick war seit dem Augenblicke, daß Gordon die Stube verließ, vollkommen klar und sich selbst bewußt geworden. Der

Sturm, welcher in ihm wüthete, hatte alle Wolken vertrieben, in die er sich so gern zu hüllen pflegte. Er sah zum ersten Male nach langen Jahren klar und in dieser wahren Beleuchtung erblickte er seinen Sohn. Kein Zweifel waltete in ihm mehr ob der Gesinnungen des Letzteren. Er wußte, woran er mit diesem war, und sein Herz erstarrte.

Richard Warrick war der einzige Mensch, den sein Vater jetzt im Stande war, anzusehen. Vor diesem brauchte er sich nicht zu scheuen. Mit ihm verglichen war er rein. Er durfte ihn auch darum anblicken, weil er ihn nicht mehr liebte. Vor weniger als vier und zwanzig Stunden hatte er noch mit inniger Vaterliebe an seinem Bette gewacht, aber damals tappte er noch im Dunkeln. Die Klarheit, welche ihn jetzt umgab, war die einer Mitternacht in den Polarländern, wann die Sonne nicht untergeht, wann das Auge, welches das wohlthätige Dunkel sucht, überall trostlose, ruhlose, unnatürliche Helle findet. Nicht mehr zitterten Warricks Blicke vor seinem Sohne. Er dachte nur, wie wohl ihm sein würde, wenn er ihn nie mehr anzusehen brauchte. Und jetzt kam ihm noch ein Gedanke, der in Verbindung stand mit dem einzigen Wesen, welches er in dieser Welt liebte.

Ja, Warrick hatte noch einen Wunsch, seiner Gattin Schmerz zu sparen. Im Laufe einiger Secunden — so schnell dachte er — hatte er sich ihre Lage bei seinem Tode vergegenwärtigt. Paul Gordon würde ihn todt finden, sich seines Vermögens bemächtigen und seinen Namen vor der Welt entehren können. Aber er wußte, daß jener zu edel war, um das Eine oder das Andere zu thun. Der Tod würde das Amt der Versöhnung übernehmen und sein frührer Freund der Freund seiner Gattin werden. Sie würde nie etwas von der Art erfahren, wie er seinen Tod aufgesucht, wäre es nicht durch Richard. Er vertraute Paul Gordon und Sara, er zweifelte nicht an Randolph Gaston's Herzen und Zartgefühl, nur seinem Sohne traute er nicht.

Vater und Sohn sahen einander sinnend an. „Ich habe noch einen Wunsch," sagte Warrick.

„Ich will ihn erfüllen, wenn ich kann," erwiederte Richard.

„Versuche nie Deine Mutter wiederzusehen."

Richard verstand die Meinung seines Vaters. Mit diesem Wunsche gab ihm dieser seinen Widerwillen und seine Verachtung zu erkennen. Unwillkührlich lächelte Richard, aber nicht höhnisch, noch schmerzlich; das Lächeln war nur eine leise Aner-

kennung des Scharfsinnes, welches der Sohn jetzt wieder in dem Vater erkannte. „Sie würden mir nicht glauben, wenn ich bloß Ja sagte, nehmen Sie den Trost mit sich, daß ich wahrscheinlich nicht lange genug leben werde, um Neu-York zu erreichen, ließe man mich auch dorthin ziehen."

„Hast Du mir noch etwas zu sagen," fragte Warrick.

„Nichts," erwiederte Richard. „Adieu, Vater."

Adieu! Es war ein furchtbares Wort, welches er aussprach. Der Name Gottes, welcher in diesem Augenblicke in diesem Raum wiederhallte, hätte ein Wunder an Vater und Sohn verrichten sollen. Aber kein Wunder geschah. Richard stellte sich, als wolle er schlafen. Er legte sich rückwärts und schloß die Augen. Er wußte nicht, daß er sich Mühe gab — und dennoch that er es — seine Gedanken von seinem Vater zu wenden. Er dachte an die nächsten Stunden und an die Hoffnungen, welche er an diese knüpfte.

Ja, Richard lebte, denn noch hoffte und fürchtete er. Und dennoch war es kein Lug, wenn er seinem Vater sagte, daß er nicht glaubte, lange genug zu leben, um Neu-York erreichen zu können. Die alten Wunden und die jüngst erhaltenen, die Gemüthsbewegung, die Anstrengung der Reise hat-

ten eine weite Bresche in der Festung gemacht, welche seine Seele gefangen hielt, und er glaubte, zu fühlen, wie der Tod sich durch die Oeffnung hineinschlich.

Mehrere Minuten lag er so ausgestreckt. Da fuhr er auf, durch ein starkes Geräusch aus seiner Ruhe gestört. Der Koffer lag umgestürzt und John Warrick hing in der Schlinge, aber noch lebte er.

In dem furchtbaren Momente, da sich die Seele von dem Körper John Warrick's trennen wollte, schien in dem Manne, der auf der schmalen Linie zwischen Zeit und Ewigkeit stand, der Entschluß, aus dem Leben zu scheiden, wankend zu werden. Als Richard's Blicke zuerst auf seinen Vater geheftet waren, machte der Unglückliche eine heftige Bewegung mit seinen Händen, als riefe er seinen Sohn zur Hilfe. Noch war es Zeit. Ein Schnitt mit dem Messer, welches geöffnet auf dem Boden lag, und John Warrick hätte der Pforte des Todes, welche einen Schritt von ihm entfernt, ihn angähnte, den Rücken wenden können.

Richard sprang instinctmäßig zu den Füßen und eilte auf seinen Vater zu. Es mochte Täuschung sein, aber er glaubte in den schreckhaft entstellten Augen des noch lebenden Mannes, welche von dem

unsichern Mondlichte, das durch die Kuppel in den Raum strömte, erleuchtet war, ein Aufglimmen der Hoffnung zu lesen, als er sich ihm nahte. Da schoß ein Gedanke durch das Hirn Richards, der Gedanke an sein Vorhaben, an seine Rache. Er sagte zu sich: es ist besser, daß er stirbt. Er drehte sich plötzlich um, bedeckte das Gesicht mit den Händen und warf sich der Länge nach auf den Fußboden. Eine Viertelstunde verging so, ehe er sein Gesicht wiederum enthüllte und aufzublicken vermochte. Das Mondlicht beleuchtete den Leichnam seines Vaters.

Mit einem tiefen Stöhnen wendete Richard sein Gesicht gegen die Wand und veränderte seine Lage nicht während mehrerer Stunden. Mitternacht war schon vorbei, als er sich erhob. Sein Geist hatte während jener furchtbaren Stunden gedroht, aus dem Gleichgewichte zu weichen, aber nur so gedroht. Der starke Wille des Mannes hatte über die Dämonen der Nacht, welche sich zu ihm gedrängt hatten, den Sieg davongetragen. Er hatte sie zum Weichen gebracht, und als wolle er die Kraft, welche er noch besaß, auf die Probe stellen, so pflanzte er sich entschlossen, mit verschränkten Armen, vor dem Leichnam auf und betrachtete ihn. Die verzerrten Züge des Todten, die Stille der Nacht, das unheimliche Blicken des Mondlichts vereinigte in sich

alle Schrecken der Geisterwelt. Der Sohn des Todten fühlte sie und er widerstand ihnen.

Genau hatte er sich die Stelle bemerkt, auf welche Gordon getreten hatte, als sich die Wand zu wiederholten Malen öffnete. Er trat auf dieselbe Stelle hin und her, aber keine Oeffnung erschien. Er bemerkte nach langem Suchen in einer der metallenen Schienen eine kleine hervorragende Spitze. Auf diese mußte Gordon gedrückt haben. Er stampfte darauf ohne Erfolg. Endlich kam er auf den Gedanken, zu versuchen, ob er sie schieben könne gleich einem Riegel. Er schob rechts, es half nichts; links, ohne Geräusch öffnete sich die Wand und blieb offen.

Richard schritt hindurch. Auf einem schlechten Lager ruhte in der kleinen Kammer Cäsar, in dem tiefen Schlafe versunken, welcher der afrikanischen Rasse eigen ist. Neben dem Bette des Negers stand sein Gewehr und sein Pulverhorn. Richard bemächtigte sich derselben und blieb einen Moment unschlüssig vor dem schlafenden Neger stehen. Sollte er ihn tödten? Er hegte keinen Groll gegen den armen Sclaven, er berieth die Frage in seinem Innern mit völliger Ruhe. Endlich entschloß er sich, ihn leben zu lassen. Mitleid hatte keinen Theil an diesem Entschlusse. Er hätte ihn gerne aus dem

Wege geräumt, um der Gefahr, welches sein mögliches Erwachen ihm drohte, zu entgehen, aber er fürchtete, ihn nicht geräuschlos tödten zu können, und das Erwachen der andern Hausbewohner würde seine Pläne scheitern machen.

Nahe dem Hause waren bedeutende Holzvorräthe aufgestapelt. Das Holz war vor dem Hause gehauen worden, und umhergestreut lagen viele Reiser und große Späne. Baarfuß schlich sich Richard durch's Haus, das dürre Holz in die Halle schleppend. Im Laufe einer halben Stunde hatte er so viel, als er nöthig hielt, hinein getragen.

Es waren sechs Kammern, welche den großen Raum des Hauses einschlossen. In einer derselben war der Neger. Die Läden von drei der übrigen Räume standen offen, und Richard überzeugte sich, daß Niemand sich in ihnen aufhielt. Zwei Kammern waren dicht verschlossen. Er brauchte nicht viel Ueberlegung, um zu dem Schluß zu gelangen, daß Gordon und Gaston in der einen und Sara in der andern schlief.

Eine andere halbe Stunde verging, während welcher Richard Zweige und dürres Holz mit dem emsigsten Fleiße vor den Thüren der Schlafenden aufstapelte. Jetzt war das Werk vollendet. Die

Küchenthüre war nur angelehnt und die Feuerschaufel, welche er dort fand, füllte er mit glühenden Kohlen, die er aus der Asche heraussuchte. Er trug sie in die Halle und zündete die Reiser an. Die Flammen verbreiteten sich schnell und erleuchteten grell den Raum, aus dem die todten, weitgeöffneten Augen seines Vaters den Brandstifter stier anstarrten.

Richard schlich sich schnell davon, füllte die Schaufel nochmals mit Kohlen, und warf sie unter die Zweige vor den Kammern Sara's und ihres Vaters. Er hatte sich früher überzeugt, daß die Büchse geladen war, und er dachte, trotz dem, daß die eine Hand gelähmt war, sie mit Sicherheit benutzen zu können, falls einer seiner Feinde durch die Flammen entschlüpfen sollte. Jetzt suchte er den Platz aus, wo er mit der größten Wirkung den Inhalt seines Pulverhorns leeren konnte.

Drei Schritte vor dem Feuer und eben so viele vor den Thüren der Schlafzimmer glaubte er die beste Stelle gefunden zu haben. Er hob das Horn zum Ausgießen seines Inhalts, da fühlte er sich von einer entschlossenen Hand bei der Gurgel gepackt. Richard rang, um sich los zu machen. Bei dem Lichte der Flammen sah und erkannte er seinen Gegner. Seine letzten Kräfte sammelte er

zum letzten Kampfe. Er stritt mit der Wuth der Verzweiflung, aber vergebens. Seine Stärke versagte ihm, er fiel zu Boden, aber nicht, ohne seinen Gegner, den er fest gefaßt hatte, mit sich zu reißen. In dem Moment nahten sich die Flammen den Kämpfenden. Das Pulverhorn, welches zu Boden gefallen war, fing Feuer. Ein lauter Knall verkündete die Katastrophe und bald darauf eilten die Menschen aus den Thüren des Hauses. Sie sahen zwei Gestalten vor ihnen, von den Flammen ergriffen, liegen, und zogen sie aus dem Feuer. Von den Beiden gehörte Einer nicht mehr zu den Lebenden. Richard Warrick war seinem Vater bereits in die Ewigkeit gefolgt.

Funfzehntes Kapitel.

In dem Momente, in welchem John Warrick, um dem verhaßten Lichte der Welt zu entfliehen, das vermeinte Dunkel der Ewigkeit aufsuchte, ging eine hagere Gestalt mit hastigen und unsicheren Schritten auf dem festen Lande der Insel Paul Gordons vorbei. Sie schien kein bestimmtes Ziel zu haben, denn nachdem sie eine Strecke gegangen war, drehte sie sich wieder um und schritt den Weg zurück, den sie so eben zurückgelegt hatte. Manchmal blieb sie in tiefem Nachdenken versunken, stille stehen, manchmal schritt sie mit leidenschaftlicher Schnelle, dann ging sie langsam, wie Jemand, der im Gehen liest, oder sich angelegentlich mit tiefen Gedanken beschäftigt. So verging eine geraume

Zeit, bis an den festen und eiligen Schritten der Erscheinung bemerkbar ward, daß sie einen Entschluß gefaßt hatte. Sie ging das Ufer des Missouri hinauf und ihre Blicke schienen etwas zu suchen, ohne das Gesuchte finden zu können. Endlich erblickte sie ein Canon, dem Blockhause des Postmeisters von Nadowessier gegenüber, angebunden. Sie löste das Seil, mit dem es befestigt war, sprang hinein, und das leichte Boot schwamm von selbst den Fluß hinunter. Als es der Spitze von Gordons Eiland gegenüber war, ergriff die Fahrende das Ruder, mit denen Canons nicht gerudert, nur geschoben werden und lenkte das Schiffchen der Insel zu. Sie war jetzt in der Waldeinsamkeit, in der aber keine Stille herrschte. Insecten aller Art, Frösche und anderes Gethier waren in dem heitersten Leben begriffen. Da war ein Schwirren und Zirzen der unzähligen Myriaden von Wesen, welche des Nachts in americanischen Wäldern ihr Spiel treiben. Sie schienen ihre unbekannte Gefährten mustern zu wollen. Neugierig umzirkelten in weiteren und engeren Kreisen die seltsamsten Insecten die Neuangekommene. Die kühnen Musquitos waren die Ersten, welche sich durch Berührung von der wirklichen Existenz der

geisterhaften Erscheinung Gewißheit verschafften, und ihrem Beispiele folgten bald die weniger unternehmenden Thiere.

Margaretha — sie war es — verweilte im Walde. Sie hatte sich einen Platz gewählt, von dem sie das Haus deutlich erblicken konnte, ohne daß Jemand, der dort stand, sie zu sehen im Stande war. Sie erwartete dort Einen, den sie nicht anreden wollte. Einen Blick nur wollte sie auf ihn werfen, und dann scheiden, auf ewig scheiden, von dem, was ihr theuer war in dieser Welt.

Unverwandten Blickes schaute sie nach dem Gebäude, aber sah Richard Warrick nicht, der auf der ferneren Seite des Hauses sein nächtliches Geschäft trieb.

Auf ein Mal zeigten sich die Flammen auf der Spitze des Gebäudes. Margaretha durchflog den Raum, der sie von dem Hause trennte. Von dem Feuer grell beleuchtet, stand die Gestalt Richards vor ihr, das Pulverhorn, zum Ausschütten gehoben, in der Hand. Ein Verständniß dessen, was geschah, blitzte durch ihre Seele. Im nächsten Augenblicke waren die beiden im Kampf auf Leben und Tod begriffen.

Margaretha war in die Scheune getragen und auf eine Matratze gelegt worden, welche man aus dem Hause gerettet hatte. Die Flammen hatten sie sehr beschädigt und Gaston und Sara konnten sich nicht verhehlen, daß sie im Sterben lag.

Die Blicke der Sterbenden fielen nicht auf Sara. Sie ruhten voller Bewußtsein auf Paul Gordon, der vor ihr stand, aussehend, als hätte ihn ein Blitz getroffen. Es schien, als ob im Begriffe etwas zu thun, etwas zu sagen, er von einer unbekannten Macht in eine Bildsäule verwandelt worden wäre.

„Erkennst Du mich, Paul Gordon?" fragte Margaretha.

Er gab noch kein Zeichen von sich, daß er zu einem Verständniß dessen, was um ihn vorging, gelangt war. Sara schrieb seine Erstarrung dem Eindrucke der furchtbaren Scene zu, die ihn, eben aus dem Schlafe aufgeschreckt, umgab. Sein in Flammen aufgehendes Haus, sein Jugendfreund, der sich selbst entleibt und dessen lebloser Körper noch gesehen werden konnte, aber nicht mehr aus den Flammen zu retten war, Richard Warricks Leiche, eine sterbende Frau — dieser schreckliche

Anblick, der ihrem Vater so plötzlich zu Theil wurde, erklärte ihr seine anscheinende Geistesverwirrung.

Sara hatte sich über Margaretha gebeugt, ihre Hand gefaßt und bedeckte ihr Gesicht mit heißen Thränen.

„Vater," rief sie, „es ist Margaretha, die mich von Jugend auf umgeben, als ich klein war, mich gewartet, als ich krank war, mich gepflegt hat, die mir stets Liebes und Gutes erwiesen und jetzt meinetwegen ihr Leben hingibt."

Paul nahte sich der Sterbenden. Er war bis in die Grundfesten seiner Seele erschüttert.

„Margaretha," sagte er, „ich wußte nicht, daß Du unter den Lebenden weiltest, oder wir wären so lange nicht getrennt gewesen."

Sie richtete sich mit ihren letzten Kräften auf und sah ihn mit leuchtenden Blicken an. Er faßte ihre Hand und fuhr fort: „Du wirst eher vor Deinem Gott erscheinen, als ich, Margaretha. Ich glaube, daß der Himmel Dir verzeihen wird, wie ich Dir jetzt verzeihe, was Du mir Böses gethan. Du hast Alles gut gemacht durch das Gute, was Du diesem Kinde erwiesen hast."

Er schritt auf sie zu, faßte ihre Hand und bedeckte sie mit seinen Thränen.

„Sara, Randolph," sagte er, „meine Kinder, es ist meine todtgeglaubte Gattin, es ist die Mutter meiner Tochter, welche diese Nacht über uns gewacht, und ihr Leben für uns dahingegeben hat."

„Meine Mutter," schrie Sara weinend, „warum hast Du Deiner Tochter, Deinem einzigen Kinde das Glück entzogen, zu wissen, daß sie nicht eine Waise sei, warum hast Du mir das Bewußtsein nicht gegönnt, meine Pflicht gegen Dich erfüllt zu haben?"

Margaretha war zu schwach, um zu sprechen, sie konnte nur ihren Gatten und ihre Tochter mit Blicken ansehen, welche Glück und Seelenfrieden aussprachen. Gaston und Sara hatten Alles herbeigeholt, was auf der Insel zu finden war, dem Zustand der Kranken dienlich sein und ihre Schmerzen lindern konnte. Cäsar war eilends nach dem festen Lande geschickt worden, um mögliche Hilfe herbeizurufen.

Nach einigen Minuten erhob sich die Kranke. „Ich fühle keinen Schmerz," sagte sie lächelnd. „In die Wunden, welche mir weh thaten, habt

Ihr Euern Balsam getröpfelt. Gott segne Euch, Paul, Sara, Randolph und vergebt mir im Tode."

Sie fiel zurück und sprach nicht wieder. Der Todeskampf stellte sich ein und im Laufe einiger Minuten war der Lebensfunke in ihr erloschen.

Schluß.

Ein Wagen, mit einer Decke von Leinwand überzogen, bewegte sich, mit Ochsen bespannt, langsam durch den Bonhomme-Bottom. Er war mit den verschiedenartigsten Sachen beladen. Einige hölzerne Stühle, Kochgeschirr, ein Pflug, Aexte, Sensen, ein Faß Mehl und hundert andere Dinge, welche zur dürftigen Einrichtung einer Landwirthschaft nothwendig sind, befanden sich darauf, und doch war noch Raum genug in ihm für die Familie, der er zugehörte. Eine Frau in ihren besten Jahren und ein junges, bildschönes Mädchen hielten Jede ein Kind auf ihrem Schooße und neben

den Ochsen schritten ein hochgewachsener Mann und ein Knabe.

Es war Mittagszeit und der Wagen machte Halt. Die Ochsen wurden ausgespannt und gefüttert. Die Frauen und Kinder kamen aus dem Wagen hervor und lagerten sich im Grünen unter dem breiten Schatten einer riesigen Eiche. Während die Kleinen sich im Grase tummelten, trafen die Frau und ihre Tochter Anstalten, um das Mittagessen zu bereiten.

Unfern dem Lagerplatze der Emigranten umgab ein Haufe von Männern ein Blockhaus und viele Leute schritten aus und ein. Der Knabe ging neugierig an's Haus und dann in daſſelbe, um zu sehen, was vorging.

Nach einiger Zeit kehrte er mit einem sehr ernsthaften Gesichte zurück und Thränen standen ihm in den Augen. Er zog das Mädchen, seine Schwester, bei Seite, und sprach einige Worte mit ihr. Bestürzung war in ihren Zügen zu lesen und sie folgte ihm mit eiligen Schritten nach.

Die Beiden traten in's Haus. Vor ihnen lagen zwei Leichen, die eines Mannes und einer Frau. Es waren die Körper von Richard Warrick und Margaretha, welche Behufs der Leichenschau,

die nach den Landesgesetzen über diejenigen gehalten wird, die eines ungewöhnlichen Todes gestorben sind, in das Haus gebracht worden waren.

Das Mädchen und der Knabe knieten neben Margaretha nieder. Beide beteten, ohne zu sprechen, für die Seele der Verblichenen und wir dürfen hoffen, daß ihr aufrichtiges, stilles Gebet zum Himmel emporstieg. Als der Knabe aufstand, warf er einen Blick auf die Leiche Richards, und Zorn glühte in seinen Augen, den selbst der Tod nicht gelöst hatte. Ein Blick des Mädchens fiel auf den todten Mann, aber ein Schauder ergriff sie und sie verhüllte ihr Gesicht mit den Händen.

So wollte es das Geschick, daß in diesem Hause nicht nur Leichenschau, sondern auch Todtengericht gehalten werden sollte über die Körper der Gestorbenen. Das Mädchen, welches Vater und Mutter und Geschwister dem Hungertode und der Krankheit erliegen sah und ein Opfer von Richard Warrick's lasterhaften Begierden geworden wäre, wenn Margaretha sie nicht gerettet hätte, stand jetzt vor den Leichnamen des Versuchers und der Befreierin. Sie und ihr junger Bruder konnten das Urtheil sprechen über den Todten.

Als sie sich aus dem Hause entfernten, winkte ihnen ein junger Mann und bat sie in ein benachbartes Haus zu treten, wo sie einen älteren Mann und ein junges Mädchen, beide in Trauerkleidern, antrafen. Gaston, welcher Jene dorthin geführt, und ihr Benehmen bei der Leiche Margaretha's beobachtet hatte, fragte sie jetzt, ob sie die Verblichene, bei deren Leiche sie so tief ergriffen schienen, während ihrer Lebenszeit gekannt hätten. Das Mädchen erröthete und zögerte zu reden, aber Sara ging auf sie zu, faßte sie milde bei der Hand und gab sich als die Tochter der Verstorbenen zu erkennen, und ihr vertraute die Fremde die Geschichte ihrer Begegnung mit Richard Warrick und Margaretha.

Das Geld, welches Letztere ihr gegeben, und eine Unterstützung, die ihnen später von Verwandten in England geworden, hatte die arme Familie in den Stand gesetzt, nach dem Westen zu ziehen, und in St. Louis angekommen, hatte sich ein Eigenthümer gefunden, der ihnen die Pacht einer Farm überlassen hatte, welche sie noch am Abende dieses Tages zu erreichen hofften.

Das Herz Paul Gordons und seiner Tochter schwoll hoch vor reiner Freude bei dem Anhören

der einfachen Erzählung der Geschwister. Hier war eine gute Saat im Dunkeln gesäet worden und wahrlich! sie war herrlich an's Tageslicht gekommen und hatte edle Früchte getragen. Es war eine unbeschreibliche Befriedigung, welche den Herzen des Gatten und der Tochter der Verstorbenen jetzt zu Theil wurde. „Darf ich auf eine solche Mutter nicht stolz sein?" fragte Sara ihren Vater. „Glaube nicht, meine Tochter," erwiederte er, „daß ich mich der Todten schäme."

Hätte der Geist Margaretha's jetzt ihre Lieben umschleichen können, ihr wäre die Erfüllung des großen Wunsches ihres Herzens zu Theil geworden: ihr Andenken wurde in Ehren gehalten von denen, die sie geliebt hatte.

Nach dem Verlaufe einer kurzen Zeit hatte sich das Loos der Emigrantenfamilie sehr verändert. Die kleine Landstelle, welche sie gepachtet hatten, war ihr Eigenthum geworden. Sie erfreuten sich eines mäßigen Wohlstandes. Die Tochter war an einen guten und wohlhabenden Mann verheirathet. Sara hatte eine stolze Befriedigung darin gefunden, zu Ehren ihrer Mutter das gute Werk, welches diese begonnen hatte, fortzusetzen.

Die sorgfältigen Erkundigungen, welche Paul

über das Leben seiner verstorbenen Gattin einzog, warfen wenig Licht auf einen Abschnitt ihrer Existenz. Es erhellte nur, daß die mit Vorbedacht an dem Flusse, welcher ihrem Gute vorbeiströmte, zurückgelassenen Kleider bei Jedermann die Ueberzeugung zurückgelassen, daß sie aus dem Leben geschieden sei. Von jener Zeit an bis zu dem Momente, wo sie in Frau Nixons Dienst trat, gelang es nicht, eine Spur von ihr aufzufinden.

Etwa vierzehn Tage nach Margaretha's Tode traf der Kentuckier bei Paul Gordon ein, begleitet von dem Geistlichen, welcher in Neu-Madrid, in dem südlichsten Theile des Staates sich versteckt gehalten, aber durch Beharrlichkeit und List von seinen Verfolgern aufgefunden worden war. Er hatte bisher ein tiefes Schweigen über seine Theilnahme an jener nächtlichen Hochzeit beobachtet, aber vor den Friedensrichter gestellt und den Tod der beiden Warrick erfahrend, stellte er auf's Bestimmteste irgend eine Mitwirkung bei der vorgeblich geschlossenen Ehe in Abrede, und legte zur Erhärtung seiner Unschuld freiwillig einen feierlichen Eid dahin ab, daß seine Unterschrift zum Trauschein gefälscht worden sei. Hierauf der Untersuchung entlassen, bedrohte er Paul Gordon mit

einem Processe wegen seiner durch Jenen veranlaßten Gefangennehmung, und Paul sah sich bewogen, durch eine bedeutende Geldentschädigung sich von den Ansprüchen des Geistlichen loszukaufen. Die Carriere dieses Uebelthäters ging noch bergauf und er hatte den Höhepunkt seiner Laufbahn noch nicht erreicht.

Der Kentuckier hielt sein Versprechen gegen Peter. Cäsar vollzog Execution an ihm. Er empfing die Streiche, welche ihm gelobt waren, gewissenhaft zugezählt, und wurde dann nach dem fernen Westen außerhalb des Bereiches der Civilisation gesandt, wo jede Spur von ihm verloren gegangen ist.

Der Kentuckier war Gordon und seiner Tochter nach St. Louis vorangegangen. Als sie einen Tag nach ihm dort eintrafen, fanden sie nur einen Brief von ihm vor, in welchem er ihnen einen freundlichen Abschied sagte. Er war auf einem Dampfboote bereits nach Independence abgegangen, um von dort dem Zuge nachzueilen, welcher sich schon nach dem stillen Meere in Bewegung gesetzt hatte.

Nahe Oregon-City, in dem entlegenen Oregon-Territorium wohnt jetzt ein Mann, der in der

bürgerlichen Gesellschaft, welche sich dort niedergelassen, als ihr bestes Mitglied verehrt wird, eine Auszeichnung, welche in einer jungen Ansiedelung, wo die Anforderungen, welche an den Bürger gestellt werden, groß sind, nie einem mittelmäßigen Manne zu Theil werden kann. Er hat mit den indianischen Stämmen Verträge gemacht und darauf geachtet, daß sie gehalten wurden, er hat sein Leben für die Sicherheit Aller auf's Spiel gesetzt, er hat durch sein Beispiel, durch das Gewicht seines Namens und durch Ueberredung die Ansiedler vermocht, den Branntwein von ihrem Gebiete zu verbannen, er hat geholfen, weise Gesetze zu machen und sie aufrecht zu erhalten, er hat den Schwachen einen Theil seiner Kraft und den Armen einen Theil seines Vermögens geliehen. Man sagt, daß er entweder der erste Congreßdelegat des neuen Territoriums oder dessen erster Gouverneur werden wird. Der Name dieses Mannes ist Robert Lennock. Er ist bis jetzt unverheirathet geblieben.

Drei Monate nach der Zeit, in welcher der Leser dieser Erzählung zuerst in das Haus John Warrick's eingeführt wurde, trat ein ältlicher Mann dort ein. Der Drücker des Thores war mit einem

Flor verhangen, eine Anzeige, daß es ein Haus der Trauer sei. Der Fremde ließ sich melden und ward sogleich angenommen. Als Frau Warrick Paul Gordon, den sie in früheren Jahren gut gekannt hatte, vor sich erblickte, verlor sie ihre Fassung und brach in einen Strom heißer Thränen aus, und ihr Gast weinte mit ihr.

Der Tod ihres Gatten und Sohnes waren ihr bereits hinterbracht worden, aber nicht ihre Todesart, noch die Verbrechen, welche man ihnen zur Last legen konnte. Sie hörte nur, daß Jene bei einer großen Feuersbrunst umgekommen wären. Daß ihr Gatte eine große Schuld hinterlassen, welche sein Vermögen verschlingen würde, war ihr auch mitgetheilt worden. Der große Schlag, welcher sie traf, ließ sie den kleinern nicht empfinden. Gordon kam jetzt zu ihr, um sie zu benachrichtigen, daß der Gläubiger John Warrick seiner Wittwe die Nutznießung der Hinterlassenschaft während ihrer Lebenszeit gesichert hatte. Frau Warrick lebt noch und nicht unglücklich. Schuldlos und Gott vertrauend hat sie in sich den Muth und die Stärke gefunden, das Leben nicht nur zu ertragen, sondern es würdig zum Heile ihrer Mitmenschen zu nützen.

Einige Monate nach dem Eintreffen Gordons

und seiner Tochter in Neu-York, folgte der alte Bischof, der Oheim Margaratha's und des Kentuckiers einer Einladung ihres Gatten und langte in der großen Hauptstadt des Ostens an. Er segnete den Bund Sara Gordons mit Randolph Gaston für das Leben ein. Dann kehrte er nach Kentucky, um seine Berufspflichten zu vollziehen, zurück, wo er noch in seinem hohen Alter in segensreicher Wirksamkeit lebt.

Randolph Gaston, welcher durch seine Gattin auf eine so unerwartete Art in den Besitz eines sehr großen Vermögens gekommen war, gab seine Praxis als Advocat auf, und widmete sich allein den Studien, welche den Staatsmann bilden helfen. Seine Verdienste brachen sich erst langsam und dann schnell Bahn. Er ist jetzt ein Mitglied des Senates vom Staate Neu-York. Mit Sara führt er die glücklichste Ehe, welche mit Kindern gesegnet ist. Seine geistige Wirksamkeit wird von dem bescheidenen Rath und dem klugen Urtheile seiner Gattin gestützt und gehoben. Sie theilt seine Triumphe, wie sie seine Arbeiten getheilt hat, und Jene sind um so reiner und erhebender für sie, da Niemand als ihr Gatte weiß, daß er eine Mitarbeiterin hat und wer sie ist. Gaston's

Mutter wohnt bei ihm, und wenn seine heitere Schwester mit ihrer zahlreichen und stets zunehmenden Familie sein Haus besucht, so ist kein glücklicherer Familienkreis auf dieser weiten Erde versammelt.

Paul Gordon blieb nur kurze Zeit nach der Verehelichung seiner Tochter in Neu-York. Er sehnte sich nach einem Wirkungskreise, den er im Stadtgewühle nicht finden konnte. Es trieb ihn nach Westen und immer weiter nach Westen, bis er am Ufer des stillen Meeres stand. Er wohnt jetzt in einer kleinen Entfernung von Robert Lennock, ein Gründer neuer Städte, ein Ausroder von Wäldern, ein Anbauer des jungfräulichen Bodens. Er und der Kentuckier besuchen einander oft, wirken häufig zusammen und sind mit der wärmsten Freundschaft einander zugethan.

Ellen Cummings ist jetzt mit Doctor Brown vermählt. Sie, welche einst an ihre Liebe zu ihrem jetzigen Gatten zur Zweiflerin wurde, zweifelt jetzt an ihrer damaligen Meinung. Es giebt weit und breit kein glücklicheres Ehepaar, als sie und ihr Gatte.

Die Insel in Missouri, auf der die Warrick ihren Tod fanden, ist von der Erde verschwunden.

Im Sommer des Jahres 1844 stieg der Missouri zu einer nie gekannten Höhe. Er bedeckte alle Inseln und warf seine Fluthen tief in's feste Land hinein. Als seine Wasser die Erde wiederum verließen, zählte mancher Vater die Häupter seiner Lieben und theure Häupter fehlten ihm, der Farmer konnte seine Heerden nicht mehr zählen, denn sie hatten in den Wellen ihr Grab gefunden. Und der Pilot, auf dem Orkandecke des Dampfboots stehend, suchte, aber fand nicht die Inseln, welche er vor der großen Ueberschwemmung im Flusse Missouri gekannt hatte. Manche hatte der Strom mit sich fortgerissen und unter ihnen auch Gordon's Eiland.